P.o.germ.
1168
-3-

<36603960650015

<36603960650015

Bayer. Staatsbibliothek

~~Sch. All. deutschn. p. 188.~~

P. O. germ.
1168-3

~~Om. 4403~~ [2]

ANSTREICHE

Friderich Just Riedels

Weiland K. K. Raths,

sämmtliche

Schriften.

Dritter Theil.

Philosophische Schriften.

Wien,

bei Joseph, Edlen von Kurzbek, k. k. Hofbuchdrucker, Groß- und Buchhändler.

1787.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt
des dritten Bandes.

Philosophische Abhandlungen.

Ueber die Unsterblichkeit der Seele... 1
Ueber den Laokoon des Herrn Leßings... 20
Ueber den Phädon des Herrn Moses Mendelsohn 77
Fragen über die Selbsterkenntniß, hauptsächlich an die Herren Physicomathematicos unserer Zeit gerichtet 111
Ueber die Laune................ 148
Vom Lächerlichen und Belachens werthen..................... 159
Vom Neuen, unerwarteten und Wunderbaren................ 215

Schick=

Inhalt des dritten Bandes.

	Pag.
Schicklichkeit, Anstand, Würde und Tugend	255
Ueber das Genie und über den Geschmack	278
Philantropinischer Erziehungsplan	299
Geschichte der Schamhaftigkeit	309

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ueber die Unsterblichkeit der Seele.

Diese Betrachtuug ist durch den Phädon des Herrn Moses veranlasset worden, und sie soll die Grundlage seyn, nach welcher ich diesen folgendem Stücke beurtheilen werde.

Die meisten Philosophen haben von jeher die Unsterblichkeit der Seele behauptet, einige im gesunden Verstande, andere vermischt mit irrigen Hypothesen. Die Gegner dieser Lehre sind wieder in verschiedene Klassen abzutheilen. Einige läugnen

die Unsterblichkeit nur in Ansehung derjenigen Seelen, die als sündige Seelen von ihren Körpern geschieden sind. Andere lassen alle Menschenseelen dahin sterben, jedoch mit der Hoffnung, sie würden dereinst, nebst dem Leibe, wieder erweckt werden. Noch andere begraben die Seele mit dem Körper zum ewigen Tode, ohne ihr die Hoffnung einer Auferstehung übrig zu lassen.

Weil die letzten insgemein Materialisten sind, so hat man lange geglaubt, als wenn beyde Meynungen nothwendig verknüpft wären und aus der körperlichen Natur der Seele auf ihre Sterblichkeit zu schließen sey. Dieser Schluß ist irrig, so lange auch die einfache Seele zu ihrer Unsterblichkeit die göttliche Erhaltung nöthig hat, und so lange es dem Allmächtigen gleich leicht ist, einen Körper, oder ein einfaches Ding zu erhalten. Unterdessen giebt es zwo Gattungen des Materialismus, nachdem man entweder die Seele für ein bloses Prädicat und Accidens des lebendigen Körpers hält, oder für eine vom Körper unterschiedene, aber zusammengesetzte Substanz

stanz

stanz. Wenn die letzte Art sich mit der Unsterblichkeit der Seele verträgt, so widerspricht ihr hingegen die erste gerade zu.

Klebt die Seele bloß am Körper, als ein Accidens, als das Leben des Leibes; so muß sie nothwendig aufhören zu seyn und zu würken, sobald der Körper aufhört, ein lebendiger Körper zu seyn. Wenn also beim Lucretius die Seele nur wie ein Rauch ist, nur eine Eigenschaft des Körpers, die mit ihm zu- und abnimmt; so ist die Folge ganz natürlich, daß sie bey dem Tode des Leibes in ihr voriges Nichts zurückfällt, oder, welches einerlei ist, durch die Lüfte zerstreut wird.

Hobbes giebt dieser Meinung eine sehr fromme Gestalt. Auf dem Baume des Lebens, spricht er, beruhet die Unsterblichlichkeit der Seele. Diese ist also sterblich worden, seit dem jener für uns nicht mehr ist.

Fast eben so Dodwell: Natürlicher Weise ist der Geist des Menschen ein sterblicher Geist. Nur denen, welche das Evangelium glauben und getauft sind, wird die Unsterblichkeit als ein Gnadenge-

schenk mitgetheilt, an welchem die Gottlosen keinen Theil haben. Whitby, Turner, Clark, Chishull und Milles haben sich mehr Mühe gegeben, ihn zu widerlegen, als er verdiente. *)

Der billigste Materialist unter allen ist Coward, der mit gewissen Ketzern, mit den Arabicis die Seele nebst dem Leibe sterben und mit ihm wieder auferstehen läßt. Ich finde eben diese Meinung in einer deutschen Schrift **) ausführlich behauptet.

Andere Philosophen läugnen die Unsterblichkeit der Seele, die sie mit Worten bejahen, durch die irrigen Hypothesen, welche sie damit verbinden. Wenn es, zum Beispiel, eine Seelenwanderung giebt, was hilft es mir, daß eine Seele unsterblich ist, die nicht für mich allein gehöret, sondern die ich nur auf eine kurze Zeit geborgt habe. Ich höre nach dieser Meinung doch nach meinem Tode auf, ich selbst zu seyn. Wenn meine Seele nach der Trennung

*) S. die Acta eruditorum, anno 1707. p. 212.

**) Zweyer Freunde vertrauter Briefwechsel vom Wesen der Seele. 1713.

nung vom Leibe in das göttliche Wesen zurückfließt, so verliert sie ihre Subsistenz, und bleibt kein vollständiges Ding mehr. Wenn alle Menschen einen gemeinschaftlichen intellectum agentem haben, leben sie deßwegen ewig, weil dieser ewig lebet? Spinoza selbst darf nach seinem Lehrgebäude eine Unsterblichkeit der Seele behaupten; aber was für eine?

Mitten unter diesen Abwegen auf der einen und auf der andern Seite wandelt nun die Schaar dererjenigen, die im gesunden Verstande der Seele eine Unsterblichkeit beylegen. Einige hoffen sie, ohne sie zu demonstriren; andere beweisen sie aus Schrift oder Vernunft. Nur die letztern gehören hierher.

Seit Wolfen hat man es eingesehen, daß die Einfachheit der Seele nicht hinlänglich sey, ihre Unsterblichkeit außer Zweifel zu setzen. Mit aller ihrer Einfachheit würde sie ins Nichts zurücksinken, wenn die Hand Gottes sie nicht stützte: und wenn sie auch ewig da wäre, so ist dadurch noch nicht die Frage entschieden, ob sie ewig lebet. Vielleicht ist ohnehin die Einfachheit

dieses Geistes schwerer zu beweisen, als seine Unsterblichkeit; ich wenigstens kenne noch itzt kein Argument, welches mich völlig überzeugt hätte.

Die Beweise, welche Xenophon, Aristoteles, Cicero, und die Kirchenväter von der Vortreflichkeit der Seele, von ihrem Vermögen das Vergangene und Künftige zu wissen, von ihrer fortdaurenden Thätigkeit, ihrer Aehnlichkeit mit Gott und von der Vergleichung des Todes mit dem Schlafe herneh men, sind mehr rednerisch, als philosophisch; überraschen können sie durch einen guten Vortrag, nie aber überführen.

Denkende Köpfe unter den Neuern haben sich Mühe gegeben, neue Beweise zu ersinnen, durch welche man diese wichtige Lehre über allen Zweifel erheben könnte. Wir wollen einige prüfen, ohne ihre Urheber zu nennen.

„Alle Menschen haben einen Trieb zur „Glückseligkeit, welcher nicht durch vor„hergegangene Gedanken erregt wird. Er „ist also natürlich, allen Menschen an„gebohren, und von Gott eingepflanzet.

„Er

„ Er muß folglich sein Objekt haben; das
„ ist: es muß eine höchste Glückseligkeit
„ von den Menschen können erlangt wer-
„ den, welche zugleich ewig ist, weil sie
„ sonst nicht die höchste wäre. Da die-
„ se nun in diesem Leben, welches ein En-
„ de hat, nicht zu erhalten ist; so muß
„ es in einem andern Leben nach der Tren-
„ nung des Leibes und der Seele gesche-
„ hen und folglich lebt diese ohne Ende
„ und ist unsterblich. „ — Und folglich,
schließe ich daraus, sind die Seelen der
Gottlosen, die sich der höchsten Glückse-
ligkeit selbst beraubt haben, nicht unsterb-
lich; oder man müste einen neuen Beweis
erdenken, um auch diesen ein ewiges Leben
zu versichern.

„ Das Wesen der Seele besteht in einer
„ vorstellenden Kraft der Welt. Da sich
„ nun jede Seele die ganze Welt vorstel-
„ len muß und es nicht zwo Seelen ge-
„ ben kann, die vollkommen einerlei wä-
„ ren, so stellt sich eine jede die Welt
aus einem besondern Gesichtspunkte vor,
welchen man ihre Weltseite nennen könnte.
Wollte Gott also eine Seele vernichten,

„ so vernichtete er entweder zugleich ihre
„ Weltseite, oder nicht. Der erste Fall
„ ist unmöglich, weil sodann nach dem
„ allgemeinen Zusammenhange der Dinge
„ die ganze Welt zu Trümmern gehen
„ würde. Im zweiten Falle bliebe eine
„ Seite der Welt übrig, welche von kei-
„ nem Geiste beschaut würde; und dieß ist
„ wider den letzten Zweck Gottes bey der
„ Schöpfung. Gott müste also eine neue
„ Seele an die Stelle der ersteren erschaf-
„ fen, welches vergeblich und unmöglich
„ ist: vergeblich, weil er nur die erste
„ hätte dürfen leben lassen: unmöglich, weil
„ die letztere der ersten vollkommen ähnlich
„ seyn müste, welches dem Satze des
„ Nichtzuunterscheidenden widerspricht. Und
„ daraus folgt, daß alle Seelen, die
„ einmal in diesem Zusammenhange der
„ Dinge sind und leben, ewig darinn seyn
„ und lebendig bleiben müssen." Dieser
Beweis soll dann gültig seyn, wenn man erst wider einige eigensinnige Köpfe dargethan hat, daß wirklich die vorstellende Kraft allein das Wesen der Seele ausmache; daß sich jede Seele die ganze Welt vor-

vorstellen müsse; daß es nicht zwo Seelen geben könne, die innerlich betrachtet eine vollkommene Aehnlichkeit hätten; daß Gott die Welt deßwegen gemacht habe, damit sie von allen Seiten beschaut würde u. s. w. Man muß sich, um das letzte zu behaupten, Gott wie einen Autor vorstellen, der nur schreibt, um gelesen und gelobt zu werden, nicht, um durch seine Schrift, wenn sie gelesen wird, Nutzen zu stiften.

„Der Mensch erinnert sich seiner guten und bösen Handlungen. Er fürchtet sich für der Strafe, nicht nur in diesem Leben; sondern sein Gewissen sagt ihm, daß er noch jenseit des Grabes etwas zu erwarten habe. Diese innerliche Stimme hören alle Menschen; sie liegt also in ihrer Natur und kömmt von dem Urheber derselben, von Gott her: sie lehrt ihnen folglich Wahrheit, weil Gott ein wahrhaftiger Gott ist, der seine Geschöpfe weder betrügen will, noch kann. — Die Seele lebt daher auch nach dem Tode noch und erwartet den Lohn für ihre Thaten.„ — Wenn man einmal gezeigt hat, daß der

Gewissenstrieb würklich allgemein ist und nicht von der Erziehung abhängt; dann beweißt dieses Argument allenfalls, daß die Seele nach dem Tode lebet; nicht aber, daß sie ewig lebet. Wir fürchten uns für der Strafe nach diesem Leben; aber muß die Seele eben unsterblich seyn, um dort gestraft zu werden. Vielleicht stirbt sie, wenn sie genug gelitten hat, und ihr Zurückfall ins Nichts ist die letzte der Strafen. —

„Aber Gott muß doch die guten Thaten der Menschen belohnen und die bösen bestrafen. Sowohl die Strafe, als die Belohnung muß ewig seyn, und die Seele, um diese, oder jene zu empfinden, auch ewig leben.„ — Wer beweißt mir, daß Gott ein wenig Tugend in der Zeit durch eine Ewigkeit belohnen müsse? Gnade ist es, wenn er es thut, nicht Schuldigkeit; aber Gnade kann nicht demonstriret werden? Wer beweißt es mir aus der bloßen Vernunft, daß auf endliche Sünden eine unendliche Strafe folge? Denn das glaubt man doch wohl nicht im Ernste, daß eine jede Sünde deßwegen unendlich

sey, weil dadurch ein unendliches Wesen beleidiget wird —

„Die Menschen verlangen immer weiter und das Plus ultra ist allen angebohren. Diese Begierde wird in diesem Leben niemals gesättigt; sie geht ins Unendliche und folglich muß der Geist, in welchem sie ihren Sitz hat, ewig leben„ — Gern ewig leben wollen — soweit räume ich den Satz ein; aber wird auch ihr Wunsch erfüllet werden? die Begierde zum Unendlichen ist in der Verbindniß der menschlichen Natur selbst verderbt worden; es ist noch auszumachen, ob sie so, wie sie jetzt ist, ein wirkliches Objekt hat; und am Ende kömmt es doch noch auf Gott an, ob er die Seelen erhalten will, oder nicht.

„Man suche einmal das Gesetz, nach welchem die Natur wirkt, wenn in der Seele und in dem Leibe zugleich eine große totale Veränderung vorgehet, dergleichen z. B. Geburt und Tod ist. Bey der Geburt hat die Seele nicht nur diejenigen Fähigkeiten behalten, die sie vorher hatte; sondern sie ist noch mehr vervollkommnet worden. Das allgemeine Gesetz ist also

dieß;

dies; Bei einer jeden totalen Veränderung der Seele und des Leibes behält jene nicht nur, was sie vorher hatte, sondern sie wird selbst noch vollkommener. Man schließe nun fort auf den Tod; so erhellet, daß in und durch diesen die Seele nicht nur nicht vergehe, sondern einen Zuwachs an neuen Vollkommenheiten erhalten müßte. „ —

Wider einen Epicur mag ich diesen Beweis nicht brauchen. Umdrehen wird er ihn und gerade aus den Prämissen schließen, daß die Seele mit dem Leibe dahin stirbt. Das natürliche Gesetz der großen Veränderungen ist vielmehr dies: Die Fähigkeiten der Seelen werden so ausgewickelt, wie die Fähigkeiten des Körpers und die Seele wird immer vollkommener, je vollkommener der Körper wird. Sie nimmt, sagt also mein Epicur, im Alter mit dem Körper wieder ab; was anders kann folgen, als daß sie auch mit ihm untergeht und stirbt, wie sie mit ihm gebohren wurde?

Ich bin müde, dergleichen Argumente zu kritisiren, durch welche man etwas erhärten will, was vielleicht durch die bloße selbst gelassene Vernunft nicht apodictisch erwiesen werden kann.

Nicht aus der Natur der Seele selbst: Denn die Unsterblichkeit der Seele ist der zusammengesetzte Begrif aus ihrem ewigen Daseyn und ihrer ewigen Wirksamkeit, als Seele. Beydes Seyn und Wirken ist bey unserm endlichen Geiste etwas zufälliges; und künftige zufällige Dinge können nicht auf eine unumstößliche Art demonstriret werden. Wenn zum Beispiel der Astronom auscalculirt, was im Jahr 1900 für Sonnenfinsternisse und für Conjunktionen der Planeten vorkommen werden; so gilt sein Schluß nur unter der Bedingung wenn dieses Weltsystem noch wirklich und so wirklich ist, wie jetzt. Wie zufällig diese Bedingung ist, so zufällig und ungewiß ist auch der Schluß, ob es uns gleich nicht einfällt daran zu zweifeln, weil wir das Ende der Welt so nahe zu erwarten nicht gewohnt sind.

Nicht aus dem göttlichen Willen: So lange Gott weder physisch gezwungen, noch moralisch verpflichtet ist, unsere Seele ewig leben zu lassen; so ist die Sterblichkeit, oder Unsterblichkeit derselben dem freyen Rathschlusse des Allmächtigen überlassen. Will er uns ewig glücklich machen, wie wollen wir in seinem freyen Willen hierin demonstriren, daß er es thun muß?

Ich darf also behaupten, daß ein metaphysischer apodictischer Beweis für die Unsterblichkeit der Seele unmöglich ist. Deßwegen aber sind die Untersuchungen über diese Materie nicht als unnütz zu verwerfen; wir finden oft auf dem Wege einen Schatz, den wir vorher nicht gesucht hatten.

Es giebt einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, der beynahe Gewißheit ist, und mit welchem der Psycholog in seinem Fache so gut zufrieden seyn kann, als der Naturkundige in dem seinigen.

Ein vernünftiger Mensch wählt unter zwo entgegengesetzten Meinungen diejenige,

zu welcher er den meisten Grund hat; und wenn er für die Eine gar keinen Grund erdenken kann, so verwirft er sie und beruhiget sich völlig bey der andern.

Weder aus der Natur der Seele, noch aus dem Willen ihres Oberherrn kann es bewiesen werden, daß sie mit dem Leibe dahin sterbe.

Nicht aus der Natur der Seele: Denn ihr Tod ist so zufällig, als ihre Fortdauer; ihr Nichtwirken so zufällig als ihr Wirken. Das eine kann also so wenig mathematisch erwiesen werden, als das andere.

Nicht aus dem göttlichen Willen: Ich kann nicht beweisen, daß Gott ein Sandkorn vernichten wird; je edler die Substanz ist, desto größer wird die Unwahrscheinlichkeit ihres Endes und ihres Todes.

Das Gegentheil von dem Seelen-Tode, die Unsterblichkeit des Geistes hat auf beyden Seiten Gründe für sich, die wenigstens fast hinlänglich sind. Diese Meinung ist, so lange die Seele für sich betrachtet wird, wahrscheinlich,

und in der Beziehung auf den göttlichen Willen moralisch gewiß; dort Präsumtion, hier Hoffnung und Zutrauen.

Eine jede Eigenschaft, von welcher ich einmal weiß, daß sie da ist, kann als ein natürliches Prädicat der Sache betrachtet werden, dessen Daseyn man präsumirt, so lange niemand erhärten kann, daß es hinweggeräumt worden. Unsere Seele ist wirklich, sie wirkt, als Geist, und da ein Geist auch ohne Körper seyn und wirken kann; so ist es unmöglich zu erweisen, daß die Eigenschaften des Seyns und des Wirkens durch den körperlichen Tod von ihr getrennt werden müsten. Ich habe also das Recht, dasjenige zu präsumiren, was ich wünsche, daß meine Seele ewig lebet.

Hebe ich meine Augen auf zu dem, in dessen Händen mein Leben und mein Tod ist, so geht die Präsumtion über in ein Vertrauen, welches alle Zweifel aus meiner Seele bannt. Warum sollte mich Gott zum Tode erschaffen haben? Warum einen Geist vernichten, oder welches für mich einerlei wäre, ihm sein Bewust-

seyn

seyn nehmen, der die größte der Vollkommenheiten erlangt hat: Gott zu erkennen? Keine einzige Eigenschaft des Schöpfers läßt mich dieses auch nur muthmaßen.

Hinaufblicken aus dem Staube mag ich, auf welche ich will, so erhalte ich eine neue Versicherung zum Leben. Dahin sind nun alle Zweifel, die mich wegen der Fortsetzung meines Daseyns bekümmert machen; was schadet es, daß ich diese nicht demonstriren kann, wenn ich mich nur selbst davon überzeugt habe?

Wenn ich hienieden so lebe, daß ich hoffen darf, Gott zu gefallen, so darf ich auch hoffen, er wird mir nach der Zerbrechung dieser Hütte einen Standort anweisen, wo ich ihn mit geistigen Augen betrachten, ihm leben, und in diesem Leben glückselig seyn werde. Wie wenig reel wäre diese Glückseligkeit, wenn ihr ein Ende bevorstünde! Gebt mir Millionen Jahre, sie werden hingeflossen seyn, wenn ich kaum angefangen habe, sie zu geniessen: und dann — tödtender Gedanke — dann wäre ich nichts. So wäre alle vorige Glückseligkeit selbst nichts, wenn ich ihr Ende befürch-

ten müßte. Und das sey fern, daß mir Gott eine Wohlthat erzeigen sollte, die ich wegen des Gedankens an ihr Ende nicht schmecken könnte!

Was ich hoffen kann, wenn ich als ein guter Bürger in der Provinz Gottes gelebt habe, das muß ich befürchten, wenn ich ein Register von schwarzen Thaten mit vor den Richterstuhl bringen sollte. Die Vernichtung dieser besudelten Seele wäre alsdenn eine Wohlthat für sie; aber Gott ist gerecht; er muß den Sünder strafen. Der Sünder muß also unglückselig werden; aber zu klein wäre vielleicht diese Unglückseligkeit, wenn ihr ein Ende, ein Ziel gesetzt wäre. Und fast wäre es unbillig, wenn Gott nach einer gewissen Zeit die Verdammten wieder in sein Reich aufnehmen und seinen guten Bürgern gleich setzen wollte. Vielleicht sündigen auch die Sünder in der Ewigkeit noch fort: denn eine jede Sünde muß in einem nachfolgenden Zeitpunkte bestraft werden, und das Moment der Strafe kann nicht zugleich das Moment der Erlösung und Wiederaufnahme in die Stadt Gottes seyn. Diese Betrachtungen, wenn

sie

sie auch das nicht beweisen, was sie beweisen sollten, müssen mich doch aufmerksam auf mein Heil machen; und dieser moralische Nutzen auf Seiten meiner ist mir lieber, als der Ruhm einer metaphysischen Spitzfindigkeit.

1.

Ueber den Laokoon des Herrn Leßings.

Wenn Hr. Leßing diese Gedanken über seinen Laokoon lesen sollte, so wird er es mir, hoff ich, zutrauen, daß ich ihn nicht erst seit gestern oder ehegestern studirt habe. Vielleicht ist mir zuweilen der Geist des Werks entwischt; aber meistentheils denke ich ihn doch ziemlich fest zu halten. Die Hülfsmittel des Verfassers, als er schrieb, sind auch die meinigen, da ich lese und urtheile; nur in einem geringern Grade: Philosophie und Lectüre. In Ansehung der Autopsie haben wir einander nichts vorzuwerfen. Er und ich, oder wenn es nicht zu groß gesprochen ist, wir beide haben die eigentlichen Werke der Kunst nicht gesehen, und müssen mit dem geistigen Anschauen

aus

aus der Ferne zufrieden seyn. Laßt also sehen, wie weit uns das Räsonnement führen kann.

I.

Der Schmerz Laokoons, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Theile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt; dieser Schmerz, warum äussert er sich dennoch mit keiner Wuth in dem Gesichte und in der ganzen Stellung? Warum erhebt der Laokoon des Künstlers kein schreckliches Geschrey, wie Virgil von dem seinigen singet? Warum nur ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beschreibet? „Deswegen, sagt Winkelmann, weil „der Ausdruck in den Figuren der Grie„chen bei allen Leidenschaften eine grosse „und gesetzte Seele verräth. Der Schmerz „des Körpers und die Grösse der Seele „sind durch den ganzen Bau der Figur „mit gleicher Stärke ausgetheilt und

„ gleichsam abgewogen. Laokoon leidet; „ aber er leidet, wie des Sophocles Phi„ loctet: sein Elend gehet uns bis an die „ Seele; aber wir wünschten, wie die„ ser grosse Mann das Elend ertragen zu „ können.

„ Nicht also, sagt Leßing. Der Mei„ ster arbeitete auf die höchste Schönheit, „ unter den angenommenen Umständen des „ körperlichen Schmerzens. Dieser, in al„ ler seiner entstellenden Heftigkeit, war „ mit jener nicht zu verbinden. Er mußte „ ihn also herabsetzen; er mußte Schreyen „ in Seufzen mildern; nicht, weil das Schrey„ en eine unedle Seele verräth, sondern „ weil es das Gesicht auf eine eckelhafte „ Weise verstellet. Denn man reisse dem „ Laokoon in Gedanken nur den Mund auf, „ und urtheile. Man lasse ihn schreyen, „ und sehe. „

Hier haben wir die zwey grossen Schriftsteller in einem Widerspruche, der — vielleicht kein Widerspruch ist.

Vielleicht kann man noch einen dritten Grund von dem Nichtschreyen des Laokoon angeben: vielleicht auch Synkretist werden,

und

und den Winkelmannischen mit dem Leßingischen vereinigen. Wir wollen sehen.

Wie, wenn das Schreyen Laokoons unter solchen Umständen, wie ihn der Künstler gebildet hat, schon ein Fehler wider die physische Wahrheit wäre? Man denke sich den gepreßtn Körper, den beklemmten Athem, den erschöpften Unterleib, und urtheile dann, ob Laokoon in einer solchen Verfassung wohl schreyen konnte. Schreyen ist überhaupt nur der Ausdruck des Schmerzens, der noch nicht bis zur höchsten Gewalt angeschwollen ist. Man schreyt, so lang man noch Kräfte hat: sobald diese erschöpft sind, dann hört das Schreyen auf, und läßt ein beklemmendes Seufzen zurück. Laokoons Schmerz war allzugroß, sein Körper zu sehr gepreßt: seufzen nur konnt er, nicht schreyen. Es schadet nichts, daß Virgil ihn schreyen läßt: Der Dichter ist an die physische Wahrheit nicht so sehr gebunden, als der bildende Künstler; und dies ist oft der Grund, weswegen viele poetische Schilderungen körperlicher Dinge, so wie der Dichter sie uns gibt, nicht mahlerisch sind.

Doch dies bei Seite gesetzt, darf man noch immer zweifeln, ob auch Hr. Leßing Grund hat, die Winkelmannische Rechtfertigung des Artisten nicht gelten zu lassen. Es sey, daß dieser auf die höchste Schönheit gearbeitet hat, die sich mit einem zum Schreyen geöfneten Munde nicht verträgt. Herr Leßing soll Recht haben; aber hat Winkelmann deswegen Unrecht? Auch die Erhabenheit des Geistes, ausgedrückt durch die Gelassenheit im Leiden, ist Schönheit; ist die höchste Staffel der Schönheit; ist der Punkt, wo das physische Ideal mit dem sittlichen zusammenfließt. Mit einem Worte: ich finde die beyden Kunstrichter in keinem grossem Abstande; der eine meint das, was der andere nennt: der eine spricht allgemeiner, der andere bestimmter Der eine ist wider den schreyenden Laokoon, weil sein Schreyen wider die Schönheit wäre; der andere nennt uns die Art der Schönheit, nach welcher der Künstler gerungen hat: die edle Einfalt und stille Grösse.

Erst dann entfernen sie sich von einander, wo es auf Erläuterungen und auf Schlüsse ankömmt, die der eine oder der andere auf

sein

sein Axiom bauet; aber hier ist es gerade, wo ich lieber mit Winkelmannen gehen wollte, als mit Leßingen.

Die Vergleichung mit dem Philoctet macht den letzten stutzig; mich nicht. „Die „Klagen, das Geschrey, die wilden Ver„wünschungen, mit welchen sein Schmerz „das Lager erfüllte und die schrecklich „durch das öde Eiland erschollen; die Tö„ne des Unmuths, des Jammers, der „Verzweiflung, von welchen auch der Dich„ter in der Nachahmung das Theater „durchhallen ließ „ — alle diese Dinge findet man beim Sophokles nicht. Lange, lange wiederstund Philoctet dem verzehrendem Schmerze: er will sich gegen den Neoptolem nicht erniedrigen: man sieht es ihm an, daß er sich Mühe gibt, seine Empfindlichkeit gegen das körperliche Leiden nicht ausbrechen zu lassen. Er kann nicht mehr; er schweigt, um den Schmerz zu verbeissen: umsonst! Einige Seufzer: einige ά ά α schleichen sich aus seinen Lippen: noch verbirgt er sein Gefühl dem fragenden Neoptolem, bis er es nicht mehr verbergen kann, und mit einem gewissen edlen Unwillen sein

Leiden gesteht: „Wehe mir! ich kann, ich „kann es nicht mehr verbergen, mein „Sohn!„ — Hier ist gerade der Laokoon; stoisch so lang es seyn kann; und auch dann nicht wütend, wenn der Schmerz ihn überwältigte und ausbrach!

Mich hat hingegen die Leßingische Vergleichung zwischen den Griechen und uns, zwischen jenen und den Barbaren, in Ansehung der Empfindlichkeit und des Ausdrucks derselben, stutzig gemacht; und nächstdem (S. 7) die Erklärung einer Stelle Homers.

Alle Schmerzen verbeissen und dem Streiche des Todes mit unverwandten Augen entgegen sehen, sind nicht bloß Züge des alten nordischen Heldenmuths; auch war dieser Charakter bey unsern Vorfahren keine Folge ihrer Barbarey; sondern ihres Patriotismus, ihrer Philosophie und Religion, die ihnen Hofnung eines bessern Lebens gab, und gegen ihre Tapferkeit und den Tod fürs Vaterland Belohnungen in der Ewigkeit versprach. Philosophia alacris et fortis Cimbrorum et Celtiberorum, qui in acie exultabant tanquam gloriose

et

et feliciter vita excessuri: *lamentabantur* in morbo, quasi turpiter et miserabiliter perituri. Sie fühlten also und fürchteten sich, wie der Grieche; sie äußerten ihren Schmerz und ihren Kummer: sie schämten sich selbst der menschlichen Schwachheiten nicht; aber keine muste sie von der Erfüllung ihrer Pflicht zurückhalten. Grundsätze waren es allerdings, welche diesen Heroismus bey ihnen wirkten; Bartholin, den selbst Hr. Leßing anführt, hat diese Grundsätze entwickelt. Wenn dieser Heldenmuth barbarisch ist, wo finden wir mehr Barbaren, als in Griechenland und in Rom? Leonidas, der dem Tode entgegen spottete, und alle Spartaner hatten mit unsern Vorfahren einerley Heroismus, geschöpft aus einer und derselben Quelle, aus der Liebe zur Freyheit und zum Vaterlande. Wenn Palnatoko seinen Jomsburgern das Gesetz gab, nichts zu fürchten; so ist dies ein Beweis, nicht daß die Jomsburger unempfindlich waren, sondern daß ihr Gesetzgeber die menschliche Natur wenig genug kannte,

um seinen Unterthanen eine Unmöglichkeit zu gebieten.

Eben so viel kann man gegen die Parallele erinnern, zwischen den Griechen und den feinern Europäern einer klügern Nachwelt, auf Unkosten der Letztern Ist es wohl groß, wenn die verwundeten Götter und Helden schreyen? Wenn sie ihr Gefühl durch Thränen, oder Scheltworte äussern? Anständig konnte es nach den damaligen Zeiten immer seyn; aber deßwegen gehört keine Ironie für uns feinere Europäer einer klügern Nachwelt, die wir über unsern Mund und über unsere Augen besser zu herrschen wissen. Nicht nur Höflichkeit und Anstand, auch Grösse der Seele und Erhabenheit verbieten Geschrey und Thränen. Unsere Tapferkeit wird, wenn sie zugleich leidend ist, desto thätiger werden; und wir werden in dieser um soviel grösser seyn, je grösser wir es in der andern sind.

Warum muß aber nun der Grieche gelobt und der Barbar getadelt werden, beyde mögen empfinden oder nicht empfinden; das Gefühl ausbrechen lassen, oder nicht

las-

lassen? Ich ziele auf eine Stelle, wo ich beynahe Hrn. Leßing parodiren möchte.

„Der Grieche schreyt, wenn es ihm „weh thut; das heißt menschliches Ge„fühl haben und der leidenden Natur ihr „Recht geben.„

„Der Barbar unterdrückt seinen „Schmerz; das heist ein Unmensch seyn, „und mit dem Schmerzen die Stimme der „Statur unterdrücken.

Und nun mit dieser Entgegensetzung eine andere verglichen:

„Die Trojaner gehen mit wildem „Geschrey zur Schlacht, weil sie Bar„baren sind.„

„Die Griechen geben mit entschlossener „Stille dahin, weil sie gesittete Völ„ker sind.„

Also ihr armen Barbaren, schreyt oder schreyt nicht, in beeden Fällen müsset ihr Barbaren seyn und als Barbaren gehandelt haben! Wie wenn ich nun das umkehrte, was Hr. Leßing vorhergesagt hatte.

„Schreyen ist der natürliche Ausdruck „des Muths und der Tapferkeit beym An-

griff.

„ griff. Homer führt die Trojaner mit
„ wildem Geschrey zur Schlacht: und
„ der Janitschar geht mit einem lauttö-
„ nendem Allah ins Treffen, nicht um
„ zu beten, sondern um der Natur ihr
„ Recht zu geben. „

„ Ich weiß es, die feinern Griechen
„ wusten über ihren Mund besser zu herr-
„ schen. Höflichkeit und Anstand verbo-
„ ten ihnen das Geschrey; in entschlossener
„ Stille giengen sie zur Schlacht.

„ Nicht so der Barbar — „

Ich kann es nicht erklären, warum Hr. Leßing den Ausdruck der Empfindung in dem einen Falle für barbarisch hält, und nicht in dem andern. Schreyen vor der Schlacht ist so gut ein Ausbruch der menschlichen Leidenschaft, als Weinen bey der Verbrennung der Todten.

Sogar Homer muß dem Hrn. Leßing beypflichten und mit einem tiefen Sinne uns lehren wollen, daß nur der gesittete Grieche zugleich weinen und tapfer seyn könne; indem der ungesittete Trojaner, um es zu seyn, alle Menschlichkeit vorher ersticken müsse. Ich wollte wetten, daß der

gu-

gute Alte nicht daran gedacht hat; die Erklärung ist völlig in der Manier der Critiker, die alles im Homer finden, was sie wollen: Moral, Politik und Physik. Es kann nicht fehlen; man muß auf solche Erläuterungen kommen, wenn man zu allen kleinen Nebenzügen Homers, die er oft nur, um die Handlung zur Individuation herabzubringen, eingeschaltet hat, höhere Gründe sucht. Wenn der Sinn des Dichters immer so tief gehen sollte, gewiß er müste mit eben so wenigem Enthusiasmus geschrieben haben, als mancher Kunstrichter ihn liest.

„Alles Stoische ist untheatralisch„ — und alle allgemeine Grundsätze der Empfindung leiden ihre Ausnahmen. Man kann den Zuschauer die Grösse des Leidens und zugleich die Grösse der Seele empfinden lassen, mit welcher die leidende Person es trägt: Mitleiden vereinigt sich dann mit der Bewunderung und der eine Affekt wird immer durch den andern gehoben. Das Mitleiden ist dem Leiden gleichmäßig, welches der intereßirende Gegenstand — nicht eben äußert — wenig

nigstens nicht mit Willen — aber doch sichtbarlich empfindet: und da wir die Grösse der Seele zugleich an ihm wahrnehmen, womit er den Ausbrüchen des Leidens widerstehet, so werden wir dadurch desto mehr für ihn eingenommen, je mehr wir wünschen müssen, ihm an Erhabenheit ähnlich zu seyn. Dies ist eben die Temperatur zwischen Grösse und Empfindlichkeit, nach welcher der theatralische Held zugleich Held und Mensch ist.

Und nunmehr komme ich zu der Leßingischen Folgerung: „Wenn es wahr ist, „daß das Schreyen bey Empfindung kör„perlichen Schmerzes, besonders nach der „alten griechischen Denkart, gar wohl „mit einer grossen Seele bestehen kann: „so kann der Ausdruck einer solchen See„le die Ursache nicht seyn, warum „dem ohngeachtet der Künstler in seinem „Marmor dieses Schreyen nicht nachah„men wollte; sondern er muß einen an„dern Grund haben, warum er hier, „von seinem Nebenbuhler dem Dichter ab„gehet, der dieses Geschrey mit bestem „Vorsatze ausdrücket.„

Be=

Bestehen können, und würklich bestehen sind doch immer verschiedene Dinge. Ein heroischer Mann kann schreyen und bey allem Geschrey noch heroisch seyn; aber ob das Nichtschreyen nicht noch heroischer gewesen wäre, das ist eine andere Frage, die Hr. Leßing nicht entschieden hat. Auf die Folgerung selbst antworte ich durch einen Unterschied zwischen der alten griechischen Denkart, und der feinern Denkart einer klügern Nachwelt zu den Zeiten der Meister Laokoons. Zugegeben allenfalls, daß Erhabenheit mit dem Schreyen beim körperlichen Schmerze sich nach der alten griechischen Denkart vertrug; so stand immer die Periode Athenodors mit der Zeit des trojanischen Kriegs ohngefehr in einer solchen Verhältniß, wie das jetzige Norden mit der Regierung eines Palnatoko. Athenodor und Consorten liessen also ihren Laokoon nicht schreyen, weil es wider den Anstand ihrer Zeiten war, einen beherzten Mann schreyen zu hören, wider die Erhabenheit des Geistes nach den damaligen sittlichen Ideen, selbst wider die physische Wahrheit, und endlich, um mit allen die-

ſen Gründen den Leßingiſchen zu verbinden, wider die Schönheit, die höchſte Regel der Kunſt.

2.

Die Schönheit alſo die höchſte Regel der Kunſt? Der Satz kann philoſophiſch, er kann hiſtoriſch betrachtet werden; philoſophiſch: ſie ſollte es ſeyn; hiſtoriſch: ſie war es bei den Alten, und iſt es nicht bei den Neuern. Er verdient es in beyden Bedeutungen, daß man ihn unterſuche.

Es iſt unſtreitig, daß der Sänger der Epopöe einen höhern Rang am Helikon behauptet, als der Lehrdichter, der Lehrdichter einen höhern als der bloſſe Spötter und ſo fort. Aber ſündigt deswegen der launiſche Mann, der ſeinem Genie folgt, und poetiſche Carricaturen macht; ſündigt er wider die Regeln der Kunſt?

Eben ſo gewiß iſt es, daß der Mahler der ſchönen Natur, des vollkommenen Ideals, an Würde den Carricaturmahler übertrift; vielleicht auch an Kunſt. Aber wollen wir deswegen den letzten ganz verdammen,

es einen unwürdigen Kunstgriff nennen, die Aehnlichkeit durch Uebertreibung der häßlichen Theile des Urbilds zu erreichen?

Armer Hogarth! ich soll also deine Kupfer nicht mehr mit Vergnügen betrachten, wenn ich Geschmack haben will? Vielleicht auch den Hudibras nicht mehr lesen, das Lieblingsbuch für meinen Wieland und mich?

Ernsthaft gesprochen: es ist unbillig, eine ganze Klasse von Mahlern aus der Reihe guter Künstler auszuschliessen, und der Leßingische Satz ist nur Vergleichungsweise wahr und in so fern, als er anzeigt, daß die Kunst höher zu schätzen und würdiger sey, wenn sie ins Schöne arbeitet, als wenn sie zur Carricatur herabsinkt. Aber Kunst bleibt es doch immer; und Kunst im eigentlichen Verstaude, nicht vom Mechanischen zu reden.

Doch wie Hr. Leßing seinen Satz vorträgt, soll er auch mehr von der historischen Seite betrachtet werden. „ Wird jetzt die „ Mahlerey überhaupt als die Kunst, wel„ che Körper auf Flächen nachahmet, in „ ihrem ganzem Umfange betrieben; so hat„ te der weise Grieche ihr weit engere

„ Grenzen gesetzet, und sie blos auf die
„ Nachahmung schöner Körper eingeschrän-
„ ket. Sein Künstler schilderte nichts als
„ das Schöne, das Schöne niederer
„ Gattungen, war nur sein zufälliger Vor-
„ wurf, seine Uebung, seine Erholung.
„ — Aber in den neuern Zeiten hat die
„ Kunst ungleich weitere Grenzen erhal-
„ ten *)

Die armen Neuern! Wir werden aber in der Erfahrung sehen, daß sie es eben so machen, wie die Alten; daß sie ins Schöne und ins Häßliche mahlen, wie diese, welches letztere Hr. Leßing sogleich gestehet, nachdem er vorher so allgemein gesprochen, als wenn es keine Pauson und keine Pyreicus gegeben hätte.

Ich will die Erläuterungen nach und nach durch gehen, wodurch Hr. Leßing seinem Satze einen Schwung gibt; keine soll mir entwischen, auch nicht eine.

1) Freylich, klagt Hr. Leßing, hatten die Griechen ihren Pauson, ihren Pyreicus;

*) Es sind eben die Ideen, die Winkelmann überall, auch in der Allegorie S. 30. 31. vorträgt.

eus; aber sie liessen ihnen strenge Gerechtigkeit wiederfahren. — Und wie denn? „Der eine lebte in der verächtlichsten Ar„muth, und der andere hieß Rhyparogra„phus; oder (Salva venia) ein Kothmah„ler.„ — Pausons Armuth ist also ein Beweiß wider ihn und für den guten Geschmack der Griechen; was soll man nun von einem Corregio sagen, den die Italiener beinahe verhungern liessen? War Pauson vielleicht an seiner Armuth selbst schuld? War er faul? War er liederlich? An alle solche Fragen denkt Hr. Leßing nicht; und ich bin begierig, was er etwa aus der Armuth einiger grossen Dichter in Griechenland, eines Homers und anderer noch schliessen wird. Eben so wenig läßt sich aus dem Zunamen Rhyparographus folgern, den man den Pyreicus gab. Pyreicus *arte* paucis postferendus: Pyreicus humilitatis *summam* adeptus est gloriam; das wollte ich gern von mir sagen lassen und allenfalls das Sobriqvet auf mich nehmen *).

 2)

*) Für die Note im Laokoon S. 11. gehört eine andere, worin man zu sagen hat, daß Hr. Leßing die bekannte Stelle in der Dichtkunst

2) Aber wer es noch nicht glauben will, daß die Schönheit bei der Kunst der Alten das höchste Gesetz war, den verweißt Hr. Leßing sogar auf das Corpus Juris der Republik zu Theben. Aelian ist der Gewährsmann und wir wollen ihn hören. Es soll, sagt er, zu Theben den Künstlern durch ein Gesetz eingeschärfet worden seyn, εἰς το κρειττον τας εἰκονας μιμεισθαι, und τοις εἰς το χειρον ποιε ἠ πλασασιν wurde eine Geldstrafe gedrohet. Nun höre man den Commentator! „Ein hochweiser Stadt„rath zu Theben verdammte durch dieses „Gesetz die Carricatur; er befahl die Nach„ahmung ins Schöne, und verbot die

Nach-

des Aristoteles (cap. 11.) falsch versteht, weil er vielleicht zu bequem war, sie selbst nachzulesen, da er die Note schrieb. Aristoteles spricht nicht adverbialiter, als wenn einer besser oder schlechter nach den Graden des Schönen gemahlt hätte; vielmehr bestimmt er die Gegenstände, die man mahlte. Polygnot mahlte vollkommnere Dinge, als wir sind; κρειττȣς) Pauson unvollkommnere, (χειρȣς) und Dionysius solche die mit uns in gleichem Range stehen. (ὁμοιȣς) Das ganze Capitel bestätigt diese Erklärung, die auch grammatisch richtig ist.

„Nachahmung ins Häßliche.“ — Kein Wort davon in meinem Buche! Nachahmung ins Schönere, Nachahmung ins Häßlichere; das heist die Gegenstände der Nachahmung bestimmen. Aber Nachahmung εἰς το κρειττον, Nachahmung εἰς το χειρον; das geht, wo ich nicht irre, auf die Art der Nachahmung, wodurch man entweder den Gegenstand trift, oder nicht trift. Das Gesetz redet von den τροποις μιμησεως nicht von der ὑλη. Ein Portätmahler, zum Beyspiel, der die Person nicht richtig, nicht εἰς το κρειττον copirt hat, soll gestraft werden. Gestraft soll ein anderer werden, der das Bild eines Gottes, einer Göttin auf seiner Tafel, in seiner Gruppe entstellt hat *)

3) Aus eben dem Geiste des Schönen soll auch das bekannte Gesetz der Hellanodiken geflossen seyn. Jeder olympische Sieger erhielt eine Statüe; aber nur dem dreymaligen Sieger ward eine ikonische gesetzt.

 Warum?

*) Allenfalls könnte die Leßingische Erklärung gelten, wenn nicht bei dem μιμεισθαι noch εἰκονας stünde. Jetzt kann das εἰς το κρειττον unmöglich mehr auf die Gegenstände der Nachahmung gehen.

Warum? „ Der mitelmäßigen Porträts „ sollten unter den Kunstwerken nicht zu „ viel werden „ Ich denke, die Hellanodiken, wenn sie das lesen könnten, würden sich wundern, weiser gewesen zu seyn, als sie waren. Vermuthlich dachten sie den dreymaligen Sieger mehr zu ehren, wenn sie ihn in der völligen Aehnlichkeit hinstellen liessen: und diese Ehre sollte andere zur Nacheiferung anfeuern. Aber nein! nicht so! — Das ganze Gesetz ist bloß wegen einer ästhetischen Regel gegeben; „ und niemand soll lachen, wenn er höret, „ daß die Kunst bei den Alten bürgerlichen „ Gesetzen unterworfen sey. „ — Ich weiß nicht, ob jemand bei einer solchen Behauptung lachen kann; das weiß ich, daß auch bei uns die Künste vom Joche der bürgerlichen Gesetze nicht ganz frey sind und daß man, zum Beispiel, einen Kupferstecher der Unzucht so gut bestrafen, als einen Pasquillenmahler ob picturam famosam belangen kann. Aber in dem Grunde, welchen Hr. Leßing von der Nichtlächerlichkeit solcher Gesetze angibt, bin ich nicht mit ihm einig. Wir haben nicht immer Recht, wenn

wenn wir lachen; auch nicht immer, wenn wir ernsthaft sind. Er sagt: „ Unstreitig „ müssen sich die Gesetze über die Wissen„ schaften keine Gewalt anmassen; denn „ der Endzwek der Wissenschaften ist Wahr„ heit. Wahrheit ist der Seele nothwen„ dig; und es wird Tyranney, ihr in Be„ friedigung dieses nothwendigen Bedürfnis„ ses den geringsten Zwang anzuthun. „ Der Endzweck der Künste hingegen ist Ver„ gnügen; und das Vergnügen ist entbehr„ lich. Also — fiat conclusio. Q. E. D. „ — Freilich ist Wahrheit der Seele nothwendig; denn sie hat einen grössern Einfluß in die Glückseligkeit der Menschen, als das Vergnügen. Aber eben daraus und weil es die Pflicht der Obrigkeit ist, bei der Gesetzgebung mehr auf die stärkern Mittel zur Glückseligkeit, als auf die geringern zu sehen, wollte ich schliessen, daß die Wissenschaften noch eher bürgerlichen Gesetzen unterworfen seyn könnten, als die Künste. Beide, die Wahrheit zu sagen, sowohl die Wissenschaften als die Künste stehen gewissermassen unter den Befehlen der obersten Macht; und schwerlich hat noch jemand

über diese Meinung gelacht. Ich übergehe die Traumdeutung, (S. 14.) so schwer es mir auch wird, weil ich allerhand zufällige Gedanken dabei hatte, von der Art, wie man sie nicht gern unterdrückt.

4) Wer unter uns kann es ausmachen, ob die Künstler unter den Alten keine verzerrenden Leidenschaften ausgedrückt haben? In grössern Werken, in Lebensgrösse oder darüber, dürfte man es zugeben; denn da werden die Falten des Gesichts fast unerträglich. Aber auf geschnittenen Steinen findet man dergleichen Vorstellungen in Menge; doch wider diese hat Hr. Leßing immer etwas einzuwenden und ich mag mich auch nicht bemühen, die Beispiele aufzusuchen, die mir in den Gedanken schweben, von Faunen, (beim Picart) von Satyren und andern häßlichen Geschöpfen, wie Furien u. s. w.

5) Furien? Hr. Leßing hat behauptet, daß die Alten nie eine Furie gebildet haben, so behauptet und sich so gegen die Einwürfe vertheidiget, daß ich auf eben diese Art alles behaupten und alles ver-

thei-

theidigen will. Hier ist die ganze Disputation:

„ Ich darf behaupten, daß die Alten „ nie eine Furie gebildet haben; aber in „ der Note mache ich Ausnahmen, welche „ das nie wieder aufheben und die Allge„ meinheit des Satzes destruiren. Von „ diesen Ausnahmen fallen mir noch einige „ ein, die ich S. 106. nachhole „

Allein es gibt eine Menge von Münzen, auf welchen man Furien antrift —

„ Münzen gehören zur Bildersprache „ und sind schon ausgenommen. „

Auch Gemmen —

„ Das sind dumme, geschmacklose Besitzer gewesen, die Furien auf Gemmen haben abbilden lassen. „

Auch Statuen —

„ Vielleicht waren es Werke, die zum „ Aeusserlichen der Religion gehörten: in „ diesen Fall ist der Künstler entschuldiget. „

Vielleicht aber auch nicht —

„ So haten sie wenigstens, wie Pau„ sanias einmal von denen in Athen ver„ sichert, ὀδεν φοβερον; es waren also Furien, „ und waren auch keine. „

Alles

Alles, alles finde ich glücklich, was Herr Leßing gesagt hat; nur das ist unglücklich, daß er einen Satz allgemein, und als eine wichtige Entdeckung durch ein: ich darf behaupten, ausdrückte, den er selbst durch seine eigenen Einschränkungen zurücknehmen muß. Hr. Leßing weiß sich nicht zu erinnern, daß er bei dieser Gelegenheit den Junius nachgeschlagen hat: er hätte ihn wenigstens sollen nachschlagen, da es aus andern Stellen seines Buchs deutlich erhellet, daß er ihn gebraucht hat und er doch das Register von den Kunstwerken der Alten kannte, welches Junius seinem Buche eingeschaltet hat. Uebrigens nehme ich meinen ehemaligen Einwurf von den Furien gänzlich zurück; denn Hr. Leßing ist, so wie er die Sache angreift, unwiderleglich.

6) Und jetzt zum Gemählde des Timanthes! Es ist nun so eine Sache, viel von einem Gemählde zu reden, was wir blos aus wörtlichen Beschreibungen kennen, die sehr unvollkommen sind. Aber doch mag es seyn! Hr. Leßing also weiß am besten, wie es dem Künstler zu Muthe war, da er sein Werk verfertigte. „Nämlich Timanthes,

„ thes, der vermuthlich schon etwas von
„ den Leßingischen Grundsätzen gehört hat-
„ te, kannte die Gränzen, welche die Gra-
„ zien seiner Kunst setzen. Er wuste, daß
„ sich der Jammer, welcher dem Agamem-
„ non als Vatter zukam, durch Verzerrungen
„ äussert, die allezeit häßlich sind. So
„ weit sich Schönheit und Würde mit dem
„ Ausdrucke verbinden ließ, so weit trieb
„ er ihn. Das Häßliche wäre er gern
„ übergangen, hätte er gelindert; aber da
„ ihm seine Composition beydes nicht erlaub-
„ te, was blieb ihm anders übrig, als es
„ zu verhüllen? Was er nicht mahlen durf-
„ te, das ließ er errathen. Kurz diese
„ Verhüllung ist ein Opfer, welches der
„ Künstler der Schönheit brachte. „ —

Glückseliger Timanthes! Grosser Aesthe-ticus! Ich möchte wissen, ob die Gesichter der andern Personen ohne alle Verzerrung geblieben wären. Wissen möchte ich ferner, warum kein Cicero, kein Qintilian, kein Plinius scharfsichtig genug war, diesen tief-sinigen ästhetischen Grund von der Verhül-lung Agamemnons zu finden, warum viel-mehr sie alle auf eine Unvermögenheit des

Künst-

Künstlers oder der Kunst verfallen sind. Ich, ille ego homuncio, sehe in dem Bilde nichts als eine strenge Nachahmung des Dichters. Homer verhüllt seinen Agamemnon; Euripides verhüllt ihn: und Timanthes macht es nach, wie man es ihm vormachte. Nach den Leßingischen Grundsätzen sollte der Poet ihn nicht verhüllen; und doch that er es: ich bin neugierig, wie Hr. Leßing den Homer und Euripides aus dieser Verlegenheit ziehen wird.

Und dieses alles nun auf den Laokoon angewendet, so ist die Ursache gewiß nicht klar, die Hr. Leßing gesucht hat. Sie kann als möglich gelten, nicht aber als die einzige wahre, wofür sie der Verfasser doch hält.

Am Ende des zweyten Capitels verbessert Hr. Leßing noch eine Stelle des Plinius, die seine Verbesserung, wie er sagt, nicht erwartet haben sollte. Sie hat auch nicht darauf gewartet; denn die ganze trefliche Emendation steht schon beim Gronov in Statium S. 285. nur mit zwey Worten, und ganz verächtlich hingeworfen.

nicht

nicht in dem hohen kritischen Tone, wie im Laokoon.

3.

Und in den neuern Zeiten soll die Kunst weitere Grenzen erhalten haben? Meine Nachrichten melden nichts davon. Wenn ich die Mahler der Alten nach dem Pausanias und Plinius mit den Neuern vergleiche, so finde ich beyde, in Rücksicht auf den Endzweck ihrer Kunst, in gleicher Würdigkeit und in gleicher Verdamniß.

Viele unter den grösten Mahlern der Alten liebten die Nachahmung ins Schöne: so auch unter den Neuern.

Jene verdeckten die häßlichen Züge ihrer Urbilder: auch diese.

Unter den Alten gab es schlechte Mahler, die, wenn man den Grad und die Vollkommenheit der griechischen Kunst bestimmen will, nicht in Anschlag kommen dürfen: gleichfalls so auch unter den Neuern.

Aber es liessen sich auch oft gute Künstler zur niedrigen Natur, oder zur häßlichen herab; es gab einen Pauson, einen Pyreicus:

cus: bei uns gibt es eine niederländische Schule, es gibt Hogarthe.

Pauson, der ins häßliche mahlte, lebte in der verächtlichsten Armuth: ich mag meine Collectanea nicht plündern, um zu beweisen, daß es vielen neuern Rhyparographen nicht besser ergangen.

Aber dafür wurden die Werke des Pyreicus mit Golde aufgewogen: gerade so wie bei uns das Küchenstück eines guten Mahlers höher geachtet wird, als die Nachahmung ins Schöne von einer mittelmäßigen Hand.

Kurz wenn wir in diesem Punkte die Alten und Neuern auf Unkosten der letztern mit einander vergleichen, so rührt es gewiß daher, weil wir von jenen nur unvollkommene Nachrichten haben, in denen wir sie meist von ihrer guten Seite betrachten. Die neuern Künstler liegen uns näher; wir sehen das ganze Gewimmel, gute, mittelmäßige und schlechte durcheinander und bestimmen daraus den Werth ihrer Kunst. Fast eben so wie Hr. Leßing beweist, daß die Alten nur ins Schöne gemahlt, wollte ich allenfalls, wenn es ver-

langt würde, historisch und philosophisch darthun, daß sie keine schlechte Schriftsteller gehabt. Denn die guten sind allein übrig, und den schlechten, die man nur in Satyren noch genennt findet, liessen sie die strengste Gerechtigkeit wiederfahren. Mancher lebte in der verächtlichsten Armuth;

Nec toto decies c*** in anno;

Und die Bave und Mäve waren in den Augen ihrer Zeitgenossen die lächerlichsten Geschöpfe von der Welt.

Aber Hr. Leßing hat noch mehr Philosophie in Petto, die Weisheit der Meister Laokoons ins Licht zu setzen: auf neue Betrachtungen leitet ihn der einzige Augenblick, an den die materiellen Schranken der Kunst alle ihre Nachahmungen binden. „ Dieser „ einzige Augenblick kann nicht fruchtbar „ genug gewählt werden. Dasjenige aber „ nur allein ist fruchtbar, was der Einbil- „ dungskraft freyes Spiel läßt. Je mehr „ wir sehen, desto mehr müssen wir hin- „ zudenken können. Je mehr wir darzu „ denken, desto mehr müssen wir zu sehen „ glauben. In dem ganzen Verfolge ei-

„ nes Affekts ist aber kein Augenblick, der „ diesen Vortheil weniger hat, als die höch- „ ste Staffel desselben. Ueber ihr ist nichts, „ und dem Auge das Aeusserste zeigen, „ heißt der Phantasie die Flügel binden „ und sie nöthigen, da sie über den sinnli- „ chen Ausdruck nicht hinaus kann, sich un- „ ter ihm mit schwächern Bildern zu beschäf- „ tigen, über die sie die sichtbare Fülle „ des Ausdrucks als ihre Grenzen scheuet. „ Wenn Laokoon also seufzt, so kann ihn „ die Einbildungskraft schreyen hören; wenn „ er aber schreyet, so kann sie von dieser „ Vorstellung weder eine Stufe höher, noch „ eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in „ einem leidlichern folglich uninteressantern „ Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst „ ächzen, oder sieht ihn schon todt. „

Was wäre es nun mehr, wenn sie ihn schon todt sähe? So erblickt sie ihn ohnehin, wenn er auch nur ächzt, als einen Menschen, von dessen Leben zum Tode nur ein Schritt noch übrig ist: sie bildet sich ein, wie er ohnmächtig hinsinken und unter den wütenden Bissen der Drachen erliegen wird.

Das alles denkt sie hinzu, er ächze nun, oder schreye laut.

Aber ich glaube auch nicht, daß das Schreyen in diesem Falle die höchste Staffel des Affekts ist. Laokoon schrie vielleicht beim ersten Anblicke der Schlangen; er schrie als sie seine Kinder ergriffen; er schrie beim ersten Kampfe mit denselben, als er den ersten Biß fühlte, zuerst sich von ihnen umwunden sah. Aber jetzt, da er keine Hülfe um sich her erblickt, da er selbst umsonst auf eine höhere Rettung harrt, jetzt ist sein Schmerz zu groß, als daß er durch Schreyen sich ausdrücken könnte, seine Brust, seine Zunge zu matt, um in lauten Tönen zu wehklagen: er ächzet, er seufzet, und durch Seufzen drückt er die höchste Staffel des Leidens aus.

Möchte sie doch allenfalls das unfruchtbarste im ganzem Verfolge des Affekts seyn? Aber auch das ist sie nicht. Es ist unserer Phantasie natürlich zu dem letzten Gliede einer Reihe die vorhergehenden Glieder hinzuzudenken; und sähe ich auch den Laokoon todt und nur seinen Leichnam noch von den Schlangen umfaßt, deren Wuth noch immer

nicht gestillt wäre, so würde ich mit warmer Phantasie ausrufen: Wie wird er gerungen und gekämpft, wie sehr wird ihn das Leiden seiner Kinder gerührt haben! Durch alle Stuffen seines Affekts würde ihn meine Einbildung bis in den Tod begleiten. Ist der Künstler weise genug, das vorhergehende nur einigermassen anzudeuten, so hat vollends unsere Phantasie gewonnen Spiel; ihr ist es nur darum zu thun, freyes Feld zu haben, mag es doch vor ihr, oder hinter ihr liegen.

Auch über den einzigen Augenblick in der Nachahmung läßt sich noch manches, für ihn und wider ihn, sagen. Die dramatische Nachahmung ist auf die Einheit der Zeit und des Orts eingeschränkt; aber wie hier die Illusion nicht immer gehindert wird, wenn man gleich die Einheiten nicht genau beobachtet: so auch bei dem einzigen Augenblicke in der Mahlerei. Wenn ich mich an die Bühne setze, so weiß ichs vorher ohnehin, daß ich nur eine nachgeahmte, oder erdichtete Handlung sehen werde; und gehe ich zur Bildergallerie, so lasse ich mirs vorher nicht einfallen, Originale zu finden.

Aber dort werde ich getäuscht, wenn die Handlung einmal angegangen ist und mit ihr fortgerissen; ich laufe ihr mit der Phantasie nach, sollte sie auch in drey Stunden den Weg von einigen Tagen zurücklegen. Und so bei der Mahlerey! Wenn ich nicht mit kunstrichterlichen Augen, wenn ich mit den Augen des Liebhabers sehe, mag doch die Gruppe mehrere Zeitpunkte vereinigen, mag doch der Philosoph demonstriren, daß es nicht seyn sollte. An alle diese Dinge denke ich nicht, wenn nur sonst keine sinnliche Ungereimtheit daraus entstehet. Wir werden sehen, daß Hr. Leßing in der Mitte seines Buchs selbst wieder einlenket und dem Mahler auch eine kleine Licenz erlaubet die der Verfasser der Miß Sara für sich zu fordern berechtigt war.

Ferner: „Die bildenden Künste dür„fen nichts ausdrücken, was sich nicht an„ders als transitorisch denken läßt; nun „ist der höchste Grad des Affekts allemal „transitorisch. Er darf also durch die „Kunst nicht verlängert werden: la Met„trie soll nicht lachen, Ajax nicht rasen,

„ Medea nicht wüten und — Laokoon nicht schreyen. „

Ich frage, ob das Aechzen nicht fast eben so transitorisch ist, als Lachen und Schreyen? Die Kunst verlängert in beiden Fällen. Nicht der heftigste Schmerz ist es, welcher das Schreyen auspreßt: noch muß er nicht heftig genug seyn, wenn das leidende Subjekt schreyen kann. Man schreyt nicht unabläßig, man ächzt auch nicht unabläßig: keine Handlung ist permanent. Der lachende la Mettrie wird aus einem Philosophen ein Geck, weil überhaupt einem Philosophen der Ernst anständiger ist, als das Lachen. Gerade da noch ein Kampf der Unentschlossenheit bei der Medea war, wütete sie vielleicht mehr, war mehr im Affekte, als da sie die Kinder umbrachte. Der Bösewicht begeht die That immer mit kälterm Blute, als er sich dazu entschließt. Das Spectakel der Mordthat wäre zu scheußlich, zu gräßlich, für die Menschheit zu beleidigend gewesen, als daß es ein menschliches Auge hätte ertragen können. Auch das werden wir nie wünschen, daß es in der Natur bei der Unentschlossenheit, bei

dem

dem Kampfe der Medea geblieben wäre, daß der Streit der Leidenschaften sich nie entschieden hätte; er muste sich entscheiden und es ist uns natürlich, wenn wir eine Begebenheit halb wissen, sie ganz wissen zu wollen. Beim Ajax denke ich, daß die letzte Raserey, die Timomachus mahlt, ärger ist, als die erste, die er nicht mahlt. Zuerst wütete Ajax nur wider Rinder und Schafe; dann wider sich selbst, indem er den Anschlag faßte sich umzubringen. Das Blutbad unter den Heerden wollte der Künstler nicht mahlen; nicht, weil es die höchste Staffel des Affekts war, sondern wegen des gräßlichen Anblicks. Ich streue diese Anmerkungen nur wie verlohren hin; man muß den aufgeschlagenen Laokoon zur Seite legen, um sie zu verstehen.

4.

Auf diese Art darf ich nicht fortfahren, um nicht, statt der Kritik, ein Buch zu schreiben, so stark, als der Laokoon. Ich laufe durch einige folgende Capitel, und stehe nur zuweilen still, wo ich anstosse.

Was soll (S. 29) die sichtbare Hülle seyn, unter welcher Vollkommenheit zu Schönheit wird? Es ahndet mir, daß unter der Hülle dieses Außdrucks der Begrif verborgen liege: die Schönheit sey nichts anders, als die Vollkommenheit, wiefern sie sinnlich erkannt wird. Und eben diesen Begrif kann man wohl in Lehrbüchern vortragen, wo so viel schwankende Begriffe eingewebt sind, daß man ihrer ganz gewohnt wird; aber im Laokoon wollen wir ihn nicht lesen. Vollkommenheit und Schönheit sind Ideen von coordinirter Art, einige schöne Gegenstände sind vollkommen; und einige vollkommene Gegenstände sind schön, aber gewis nicht deswegen, weil sie vollkommen sind. Ein Haus kann vollkommen seyn, das heißt zweckmäßig; ich kann seine Vollkommenheit empfinden, sinnlich denken: und doch nenne ich es deswegen noch nicht schön. Schön kann ein anderes seyn: und doch sagt man oft, es ist nicht bequem, nicht vollkommen. Vollkommenheit wird also für sich nie zu Schönheit, sie sey unter welcher Hülle man will; denn ein anders ist Vollkommenheit,

ein

ein anders Schönheit: ein anders Vollkommenheit, ein anders der Gegenstand, welcher vollkommen ist.

„ Wenn Virgils Laokoon (S. 30) „ schreyt, wem fällt es dabei ein, daß ein „ grosses Maul zum Schreyen nöthig ist, „ und daß dieses grosse Maul häßlich läßt? „ — Mir fällt es ein, und hoffentlich allen denen, die dem Dichter völlig nachphantasiren. Ich sehe den Laokoon zuerst in seiner ehrwürdigen Gestalt; er verrichtet sein Amt:

Sollemnis taurum ingentem mactabat ad aras.

Schnell kommen zwey Ungeheuer — Der Dichter staunt, da er es erzählt; ich, da ich die Bilder mir nachmahle — Wie in Schlachtordnung greifen sie den Laokoon an: zuerst bei dem, was ihm am liebsten ist;

primum parua duorum
Corpora natorum serpens amplexus vterque
Implicat et miseros morsu depascitur artus.

Er eilt seinen Kindern zu Hülfe; aber die Drachen ergreifen ihn selbst.

Corripiunt, ſpirisque ligant ingentibus; et jam
Bis medium amplexi, bis collo ſquamea circum
Terga dati; ſuperant capite et cervicibus altis.
Ille ſimul manibus tendit divellere nodos,
Perfuſus ſanie vittas atroque veneno,
Clamores ſimul horrendos ad ſidera tollit,
Quales mugitus, fugit quum ſaucius aram
Taurus et incertam excuſſit cervice ſecurim.

Wenn ich das leſe, ſo denke ich mir das eckelhafte Bild vom Eiter und vom ſchwarzen Gifte ſo anſchauend, wie in irgend einer Nachahmung des Mahlers; ich ſehe den ganzen Laokoon; er ſchreyt und in der Phantaſie höre ich ihn nicht nur ſchreyen; ich ſehe es, wie er in ungewöhnlichen Windungen alle Glieder beugt, jede Mine verzerrt, das Maul aufreißt, und brüllt, wie ein verwundeter Stier, der dem geweihten Beile

le entrinnt. Ich frage jeden empfindenden Leser, ob er nicht eben das fühlt.

„ Wäre es wirklich einem Manne un„ anständig, (S. 30) in der Heftigkeit des „ Schmerzens zu schreyen, was kann die„ se kleine überhingehende Unanständigkeit „ demjenigen für Nachtheil bringen, des„ sen andere Tugenden uns schon für ihn „ eingenommen haben? „ — Den Nachtheil, daß wir ihm nicht mehr die gröste Erhabenheit, Standhaftigkeit und Gelassenheit im Leiden zutrauen; Eigenschaften, die zwar fürs Drama nicht sind, wohl aber für die Epopöe. Ueberdies kann man zugleich behaupten, daß es nicht unanständig sey, im Schmerze zu schreyen, und doch anständiger, nicht zu schreyen. Es gibt mehrere Handlungen, die für sich nicht unanständig sind, obgleich ihre Unterlassung noch anständiger ist. Zum Beyspiel seinen Feind in einem, nach Art der ältern Völker, rechtmäßigen Zweykampfe tödten, ist nicht unanständig; aber es nicht thun, ist anständiger, erhabner und edelmüthiger. So mag das Schreyen im Schmerze immer nicht unedel seyn; folgt daraus wohl, daß

es

es nicht anständiger, nicht erhabner sey, nicht zu schreyen?

„Der körperliche Schmerz ist des Mit„leidens nicht fähig, welches andere Ue„bel erwecken. Unsere Einbildung kann „zu wenig in ihm unterscheiden, als daß „die blosse Erblickung desselben etwas von „einem gleichmäßigen Gefühl in uns her„vorzubringen vermöchte.„ — Sonderbare Philosophie! Falsch ist die ganze Behauptung! Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß der körperliche Schmerz gerade am ersten Mitleiden erzeuget, selbst bei Leuten, die keines Mitleidens von höherer Art fähig sind. Ein verwundeter Soldat erregt die Symphatie anderer, selbst der Feinde, so, daß sie ihm alle mögliche Hülfe leisten, ihn beklagen, ihm beisteuern, dafern sie noch Menschen sind und menschlich denken. Falsch ist ferner der Grund: „deswegen „ist der körperliche Schmerz des Mitlei„dens nicht fähig, welches andere Uebel „erwecken, weil wir zu wenig darin unter„scheiden können.„— So! also um Mitleiden zu fassen, müssen wir viel in dem Uebel des andern unterscheiden? Und gera-

de sobald wir viel unterschieden haben, sobald die Ideen sehr deutlich werden, hört das eigentliche Mitleiden, welches der Dichter erregen soll, auf, und ein höherer Trieb, zum Beyspiel, die Begierde zu helfen, trit an dessen Stelle. Das Mitleiden setzt sinnliche Ideen voraus, und meistentheils die unmerkliche Reduktion auf uns: „ wie würde dir zu Muthe seyn, wenn du das empfändest! „ Hierzu ist nicht nöthig, viel in dem Unglück des andern zu unterscheiden; es ist genug, es lebhaft, obgleich undeutlich zu empfinden. Herr Leßing vermiret hier das Mitleiden überhaupt, mit dem zusammengesetzten Mitleiden, welches aus der Empfindung mehrerer Uebel entsteht, die zugleich auf den Unglückseligen losstürmen. Schielend ist endlich auch der Ausdruck: „ der körperliche Schmerz ist „ des Mitleidens nicht fähig. „ Freilich ist der Schmerz niemals des Mitleidens fähig; sondern das empfindende Wesen, welches den Schmerz eines andern fühlt. Doch Nachläßigkeiten der Sprache sind im Laokoon, einem Buche, welches man schon beym lebendigen Leibe des Verfassers klaßisch ge-

scholten

scholten hat, nichts seltenes; z. B. S. 4.
„ Die geritzte Venus schreyet laut, nicht
„ um sie durch dieses Geschrey als die weich-
„ liche Göttin der Wollust zu schildern,
„ sondern um der leidenden Natur ihr Recht
„ zu geben. „ S. 1. Herr Winkelmann
„ setzet das Kennzeichen in eine edle Ein-
„ falt und stille Grösse. „ — S. 8. „ Selbst
„ ein Laokoon findet sich unter den verlohr-
„ nen Stücken. „ S. 10. ein höchst un-
gestaltener Mensch. Desgleichen: sey so ungestalten, als du willst. S. 39. unverhohlen. S. 41. wie schon berührt (ist) S. 45. Das tragischste Genie. S. 138.
„ Keinen wirklichen Nebel sahe Achilles
„ nicht. „ S. 160. Beerbfolgung. S. 167. Jedennoch. S. 168. Alldieweil S. 232. Sonach. S. 225. Der alten Artisten ihr Geschmack. Ich mag nicht mehr solche Brocken auflesen, um nicht den Silbenstecher zu machen; auch dieses wenige habe ich nur angemerkt, um zu zeigen, was für einen Vorrath man hätte, zu Kritiken über den Herrn Leßing, von der Art, wie er sie andern austheilt.

Das dünkt Hrn. L. wunderbar, daß Sophocles eine Wunde wählte. Aber der gute Sophocles konnte nichts wählen, als was er vor sich fand und hat wohl nicht an die Betrachtung gedacht, die Herr L. ihm aufbindet. „ Er wählte eine Wunde und nicht eine innerliche Krankheit, weil sich von jener eine lebhaftere Vorstellung machen läßt, als von dieser, wenn sie auch noch so schmerzlich ist. „ Das ist nun wieder nicht wahr! Wunden und innerliche Krankheiten gegen einander gehalten, so kann in gewissen Fällen hier, in gewissen Fällen dort, die Vorstellung lebhafter werden, je nach der Grösse der Krankheit oder der Wunde, und nach der Anlage des empfindenden Wesens. Wer vom Gift stirbt, der stirbt ohne Zweifel an einer innerlichen Krankheit; und nichts ist so theatralisch, nichts so geschickt lebhaft empfunden zu werden, Schaudern, Entsetzen und zugleich Mitleiden hervorzubringen, als ein solcher Tod. Man denke nur an Romeo! Oder Herr Leßing wird sich auf sein eigenes Trauerspiel besinnen.

Der arme Chateaubrun! Wie ihn der Kunstrichter züchtigt! „ O des Franzosen,

der

„ der keinen Verstand, dieses zu überlegen, „ kein Herz, dieses zu fühlen gehabt! Oder „ wenn er es gehabt hat, der klein genug „ war, dem armseligen Geschmacke seiner „ Nation dieses aufzuopfern. „ Nicht Kleinheit; Herablassung wollen wir es lieber nennen; ein Opfer, welches jeder guter Dichter der Nation thun muß, für welche er schreibt. Aber wenn Ein Mann den Geschmack einer ganzen Nation, und einer der aufgeklärtesten armselig schilt; wie sollen wir das nennen? Oder ist es vielleicht eine Repressalie für das, was einmal der Vater Bouhours den Deutschen nachgesagt hat? Man ist bisher schon in der Stille unwillig über die Urtheile gewesen, die der hamburgische Dramaturgist von den Franzosen fällt; aber wenige haben ihren Unwillen zu erkennen gegeben, aus Furcht vor dem Donnergotte der Critik. Ich bin so furchtsam nicht, und sage es öffentlich, daß es zugleich Stolz und Pedanterey ist, den ganzen Parnaß eines fremden Landes nach den, meist willkührlichen, Grundsätzen einer kleinen Schule unter den Deutschen zu richten, und daß wir mehr Hochachtung

gegen

gegen die Nation haben sollten, von welcher der Geschmack fast zuerst zu uns herüber gekommen ist. Wenigstens sollten wir uns in ihre nationale Denkart, in ihre Umstände versetzen, um sie zu beurtheilen; aber dazu sind wir zu bequem. Unsere Kunstrichter tadeln so fern vom Genie der Dichter, als sie loben.

Herr Leßing findet an der Philosophie des Cicero wenigen Geschmack, so wie er an keiner Philosophie Geschmack findet, die mit der seinigen nicht übereinkömmt. Unterdessen möchte ich den Consul doch entschuldigen wegen dessen, was er über die Erduldung des körperlichen Schmerzens auskramet, mit Leßingischer Urbanität zu reden. Diese ganze Materie betrift überhaupt eher Gesinnungen und praktische Gesinnungen, als Spekulationen. Man muß also den Römer nach dem römischen Nationalgeiste betrachten, wo Tugend und Tapferkeit eins war, und wo jeder Lehrer des Volks den Jünglingen Muth, Standhaftigkeit und eine Art von Apathie beyzubringen hatte. Das that Cicero; und dafür wird er

beinahe ein Paar tausend Jahre nach seinem Hintritte noch gekunstrichtert.

Entweder die Meister des Laokoons haben den Virgil, oder Virgil hat diese vor Augen gehabt. So denken einige Kenner des Alterthums. „ Nur, sagt Hr. „ Leßing, scheinen sie vergessen zu haben, „ daß noch ein dritter Fall möglich sey. „ Denn vielleicht hat der Dichter eben so „ wenig dem Künstler, als der Künstler „ dem Dichter nachgeahmt, sondern beyde haben aus einer ältern Quelle geschöpft. „ — Und Hr. Leßing scheint vergessen zu haben, daß noch ein vierter Fall möglich ist. Sie können beederseits aus verschiedenen Quellen geschöpft haben. Wenn Virgil lange vor dem Athenodor, oder Athenodor lange vor dem Virgil gelebt hat, so ist der Fall einigermassen unwahrscheinlich, indem es wahrscheinlich ist, daß entweder der Künstler ein so vortrefliches Gedicht, oder der Dichter ein so vortrefliches Kunstwerk gekannt hat. Wenn sie aber ohngefehr zu gleicher Zeit, oder doch kurz hintereinander gearbeitet haben, so ist es leicht möglich, daß der eine aus dieser, jener aus

einer andern Quelle geschöpft hat. Dieser Punkt wäre also noch genauer zu untersuchen.

„Virgil ist (S. 45) der erste und einzige, welcher sowohl Vater, als Kinder „von den Schlangen umbringen läßt.“ Der einzige ist er gewiß nicht; denn Hyginus (Fab. 135) thut eben das. Der erste mag er immer seyn, da das Alter Hygins nicht sattsam bestimmt ist. Es ist aufs mindeste ein wenig verwegen, zu sagen: „Dieser Schriftsteller ist der einzige, welcher „dies oder jenes behauptet.“ Wie viel Belesenheit muß man sich selbst, und wie wenig andern, zutrauen, um in diesem Tone zu reden!

Ich eile, um nur bald auf das sechzehnte Capitel und die folgenden zu kommen, deren Beurtheilung eigentlich in diese Bibliothek gehört. Auf dem Wege von fast 100 Seiten, den ich bis dahin noch zurückzulegen habe, werde ich nur selten stehen bleiben. Auch übergehe ich das, was man schon in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften erinnert hat, da es meist nur antiquarische Punkte betrift, wie z. E.

den von den Hörnern des Bachus, wo Hr. Lessing augenscheinlich geirrt hat.

Wie will denn Herr Lessing beweisen, daß die Götter der Alten bei dem Künstler nur personisirte Abstrakta sind? beweisen; weil man es auf sein Wort nicht glaubt. Mahlte dann der Historienmaler ein blosses personisirtes Abstraktum, wenn er eine Geschichte vom Jupiter, von der Diana, die den Actäon besprengt, oder sonst eine Anekdote des heidnischen Himmels vorstellte? So müssen wir wohl alle Kunstwerke der Alten allegorisch erklären, gerade nach der Methode, wie manche den Homer in ein Compendium der Allwisserey übersetzen? Warum macht nicht lieber Herr Lessing auch den Laokoon zu einem personisirten Abstrakt? Auch jede Madonna der Neuern zu einem personisirten Abstrakt? Er, der sonst so sehr, wider die Allegoristerey in der Kunst eifert!

„ Eine zürnende Venus, eine Venus „ von Rache und Wuth getrieben, ist dem „ Bildhauer ein wahrer Widerspruch; denn „ die Liebe, als Liebe, zürnet nie. „ Es mag seyn, daß der Künstler nicht gern eine

zür-

zürnende Venus bildet; aber der Grund, weil die Liebe als Liebe, nie zürnet, ist gerade von der Art, wie das Philosophus non errat in gewissen Compendien, nämlich quatenus est philosophus. Den ersten besten Roman, den ersten besten Verliebten zum Beweis herbey, daß auch die Liebe zürnet! Freylich, indem sie zürnt, äussert sie sich nicht als sanfte Liebe; aber Liebe ist es doch immer, und der Zorn ist wenigstens aus ihr entstanden.

„ Wenn sich Venus an ihren Verächtern, den Männern zu Lemnos rächen will, in vergrösserter Gestalt, mit fleckigten Wangen, in verwirrtem Haare, die Pechfackel ergreift, ein schwarzes Gewand um sich wirft, und auf einer finstern Wolke stürmisch herabfährt; so ist das kein Augenblick für den Künstler, weil er sie durch nichts in diesem Augenblicke kenntlich machen kann. „ — Durch nichts? Kann er nicht selbst in der Mitte der Zornigen es andeuten, wie schön sie seyn müsse, wenn sie nicht zürnt? Kann er sie nicht auf dem Wagen, von Tauben und Schwänen gezogen, herabfahren lassen?

Kann er ihr nicht einen Begleiter geben, der sie kenntlich macht, ihren Sohn, oder sonst einen? Wiederum ist allenfalls die Behauptung des Herrn Leßings an sich wahr, daß eine solche Venus nicht mahlerisch ist; aber die Ursache ist falsch, welche er angibt.

Der Gedanke von negativen Zügen (S. 102) hätte verdient, weiter ausgeführt zu werden. Die Mahlerey kann keine Verneinungen unmittelbar schildern; wohl aber die Poesie. Jene schildert allemal etwas Positives. Was verneint werden soll, läßt sie hinweg, und dadurch verneint sie es mittelbar; aber sie erinnert uns nicht daran, daß wir eine gewisse Sache verneinend, oder hinweg denken sollen.

Herr Leßing hatte oben (S. 15) behauptet, daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sey. Da er eine Menge von Ausnahmen findet, so wünscht er, (S. 104) daß man den Namen der Kunstwerke nur denjenigen beylegen möchte, in welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeigen konnte, bei welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen. Das ist nun

der

der wunderlichste Cirkel im Raisonniren, den man sich vorstellen kann. Die Alten hatten bey ihren Kunstwerken das Gesetz der höchsten Schönheit und Kunstwerke sind solche, wo sie diese Absicht, und dieses Gesetz hatten. Also dürfen wir nun behaupten, es sey zuverläßig, daß die Alten überall ins Schöne gearbeitet haben, wo sie das Schöne arbeiteten. Freylich! denn was ist, das ist; ein Ding ist ein Ding, und jedes Ding ist sich selbst gleich und ähnlich. Ich möchte ausserdem wissen, wie viele Kunstwerke noch übrig blieben, wenn man alle diejenigen, welche Herr Leßing ausnimmt, hinwegrechnet, die geschnittenen Steine, die Bilder in den Tempeln; diejenigen, welche auf Veranlassung anderer Personen, mögen sie doch Privatpersonen, oder Kayser gewesen seyn, von den Künstlern verfertigt wurden; die Werke der Bildersprache, und so ferner. Also bedeutet nun seine ganze Entdeckung so viel, und weniger noch, als nichts.

Die ganze Gelehrsamkeit von der Vesta (S. 109 = 112) würde Herr Leßing nicht

ausgekramt haben, wenn er sich in etwas erinnert hätte, was jeder Mythologist in der Schule weiß, daß es eine doppelte Vesta giebt; eine ältere, und eine jüngere. Daß jene gebildet worden, hat wohl niemand geläugnet. Der ganze sehr unbeträchtliche Zank betrift nur die letzte. Von dieser sagt Ovid:

Esse diu stultus Vestae simulacra putaui.

Denn diese, nicht jene, wurde durch das ewige Feuer verehret. Hätte also Herr Leßing die Sache am rechten Fleck angreifen wollen, so hätte er nicht bloß den Pausanias, Plinius, Polybius, Lipsius sogar, anführen, sondern zeigen müssen, daß die in den genannten Schriftstellern vorkommende Abbildungen die ältere Vesta, die Mutter Saturns, nicht vorstellen können.

„Es giebt (S. 117) unter den Attri„buten, mit welchen die Künstler ihre „Abstracta bezeichnen, eine Art, die des „poetischen Gebrauchs fähiger und wür„diger ist. Ich meine diejenigen, welche „eigentlich nichts allegorisches ha„ben, sondern als Werkzeuge zu betrach„ten

„ ten sind, deren sich die Wesen, wel„ chen sie beygelegt werden, falls sie als „ würkliche Personen handeln sollten, be„ dienen würden, oder könnten. Der Zaum „ in der Hand der Mäßigung, die Säu„ le, an welche die Standhaftigkeit sich „ lehnet, sind lediglich allegorisch, für „ den Dichter also von keinem Nutzen. „ Die Wage in der Hand der Gerechtig„ keit ist es schon weniger, weil der rech„ te Gebrauch der Wage würklich ein Stück „ der Gerechtigkeit ist. „ Und ich denke, daß der Zaum in der Hand der Mäßigung nicht allegorischer ist, als die Wage in der Hand der Gerechtigkeit; denn der rechte Gebrauch des Zaums ist so gut ein Stück der Mäßigung, als der Gebrauch der Wage ein Stück der Gerechtigkeit.

Herr Leßing will es nicht leiden, daß homerische Götter und Menschen auf Einer Tafel vorgestellt werden. Die colossalische Grösse, meint er, welche Homer seinen Göttern giebt, und, zum Beispiel auch, die Grösse des Steins, welchen Pallas wirft, verstatten es nicht. Man kann dreyerley darwider einwenden. Erstlich schil-

schildert selbst Homer die Götter nicht immer in der colossalischen Figur; und gesetzt, er hätte sie immer so geschildert, so kann ein Künstler ein homerisches Gemählde, im Geiste Homers, machen, ohne eben Homers bestimmte Grössen und Proportionen beyzubehalten. Die Hauptsache ist ja hier das Charakteristische der Handlung. Zweytens ist es in einigen Fällen möglich, die Götter, wie in der Entfernung, vorzustellen; auf diese Art ist die Ungereimtheit, wenn es anders eine ist, nicht sinnlich mehr, sie verhindert nicht mehr die Täuschung: das ist genug. Drittens dürfen überhaupt die Götter nicht eben colossalisch seyn; sie dürfen nur eine über die menschliche Natur hervorragende Grösse haben. Vermindert man nun noch einigermassen die Grösse des Steins, mit dem Minerva den Mars zu Boden wirft, so wird das Ganze nicht ungereimter werden, als ein Hercules Buphagus, oder ähnliche Vorstellungen. Zu bedenken auch, daß „Homer seine Helden noch einmal so „stark macht als die stärksten Männer sei„ner Zeit.„ Sie kommen also, wenn

wir

wir doch ja das Gemählde mit dem Buche in der Hand, kritisiren wollen, den Göttern an Grösse schon näher, und der Abstand wird vermindert, welches abermal dem Künstler zu Hülfe kommt, dem es nur um Proportion, nicht um absolute Grösse, zu thun ist. Ueberhaupt wird kein Liebhaber so bey einem Gemälde rafiniren, wie Herr Leßing. Die Fragen (S. 133.) und die Zweifel wegen der verhüllenden Wolke, können nur dem kalten Angucker einfallen.

„ Was wir poetische Gemählde nennen, „ nannten die Alten Phantasien, wie man „ sich aus dem Longin erinnern wird. Und „ was wir die Illusion, das Täuschende „ dieser Gemählde heissen, hieß bey ihnen „ die Enargie. „ Nichts kann schielender gesagt seyn! Wenn Longin ausdrücklich sagt: die Phantasien würkten in der Prose Enargie, und Poesie etwas anders; wie können die Phantasien bloß poetische Gemählde, wie kann die Enargie das Täuschende der poetischen Gemählde bedeuten? Nun sagt Longin ausdrücklich, die Phantasien brächten ἐνάργειαν in Prose, und

in der Poesie ἔκπληξιν hervor. Phantasie muß also überhaupt ein jedes lebhaftes Bild bedeuten; ἔκπληξις die Entzückung, welche poetische Bilder wirken; und ἐνάργεια der niedere Grad der Täuschung, den auch schon eine lebhafte, obgleich prosaische, Vorstellung hervorbringen kann. Deswegen nennt Quintilian die Phantasien visiones, und die Energie, nach dem Cicero, illustrationem et euidentiam, quae non tam docere videtur, sed ostendere. Doch diesen Punkt habe ich schon an einem andern Orte berühret.

Ue-

Ueber den Phädon des Herrn Moses Mendelsohn.

Dieser Aufsatz sey keine Recension des vortreflichen Buchs. Fast immer setzt sich der Recensent einige Stufen über den Autor hinweg, verhört diesen und spricht über ihn ein Urtheil, als wenn es vom Throne käme. So mag ich mit dem neuen Plato nicht reden; lieber mische ich mich unter die Zahl seiner lehrgierigen Schüler, gern höre ich ihn an, wenn er uns unterrichtet, denke ihm nach, wie er vordenkt; und bleiben dann einige Zweifel zurück, so entdecke ich sie aufrichtig, nicht um zu tadeln, um vielmehr eine neue Belehrung herauszulocken :- Er mein Sokrates; ich Cebes.

Mit lauterm Herzen die Wahrheit suchen, ist die würdigste Anbetung der einzigen Gottheit, die uns Beistand leisten kann. Und keine Untersuchung kann einem Menschen, der seine Bestimmung kennt oder gern kennen möchte, so wichtig seyn, als die, welche seine Schicksale nach dem Tode betrift. Zur Sache also! Ganz von den ersten Ideen fängt Hr. Moses an: „der Tod ist „eine natürliche Veränderung des menschlichen Zustandes — und ein Ding hat „sich verändert, wenn unter zwoen entgegengesetzten Bestimmungen, die ihm zukommen können, die eine aufhört und „die andere anfängt würklich zu werden.„

Wie leicht ist es nicht, in die ersten Grundideen schon das einzuwickeln, was man aus denselben gern herleiten will! Wenn der Tod weiter nichts, als eine Veränderung des menschlichen Zustandes ist, so folgt unwidersprechlich, daß es nach dem Tode noch menschliche Zustände giebt; unwidersprechlich also, daß der Mensch nach dem Tode, als Mensch, noch fortdauret: und so ist ein grosser Theil der folgenden Assertion schon gewonnen. Wie aber

aber nun, wenn der Tod das Ende aller menschlichen Zustände wäre? Es sey durch Zernichtung der wesentlichen Theile des Menschen, oder durch ihre Rückkehr in die Classe der Elemente? Im letzten Falle würden zwar die Theile des Menschen ihren Zustand verändert haben; nicht aber der Mensch. Dieser wäre ganz dahin; sein menschlicher Zustand wäre geendiget, nicht verändert worden. Man denke sich einen ganz zerstörten Tempel: seine Theile haben ihren Zustand verändert, aber der Zustand des Tempels ist nicht verändert, ist vielmehr zernichtet worden. Wenn sich ein Ding dadurch verändert, daß unter zwoen entgegengesetzten Bestimmungen die eine bey ihm aufhört und die andere anfängt würklich zu werden, so ist das Suppositum natürlich, daß das Subjekt, als Subjekt, fortdaure und nur die Eigenschaften, welche ihm vorher anklebten, gegen andere vertausche; es sey denn, daß man den unbequemen Ausdruck brauchen wollte, die Nichtwürklichkeit sey würklich geworden. Nun hört ein zusammengesetztes Wesen auf würklich zu seyn, wenn

seine Theile zerstreuet werden und diese Trennung seiner Theile ist in Rücksicht des Ganzen das Ende aller Zustände. Soll also der Tod des Menschen nur eine Veränderung seyn; so müssen im Menschen, als Menschen, nach dem Tode neue Bestimmungen würklich werden; der Mensch als Mensch muß also selbst würklich bleiben, nicht in seinen Theilen allein, gewissermassen auch im Ganzen: und so wäre die Unsterblichkeit der Seele zum Theil schon erwiesen, und mit einer Leichtigkeit erwiesen, welche uns die Bündigkeit des ganzen Arguments verdächtig machen könnte. Doch wir wollen uns ferner belehren lassen:

„Schnurstracks entgegengesetzte Zustände können nicht unmittelbar auf einander folgen, wir sehen vielmehr, daß die Natur in allen ihren Veränderungen einen Mittelzustand zu finden weiß, der ihr gleichsam zum Uebergange dienet, von einem Zustande auf den entgegengesetzten zu kommen. Das Grosse wird in der Natur klein, vermittelst der all-

„ mäligen Abnahme, und das Kleine
„ hinwiederum groß, vermittels des An-
„ wachses.“

Das Beyspiel soll mich nicht stutzig machen; es giebt Fälle, wo weder der Zuwachs, noch die Abnahme so allmälig ist. Ich begreife nur nicht, wie unter schnurstracks entgegengesetzten Bestimmungen immer noch ein Mittelzustand gedacht werden kann; zuletzt müssen doch noch entgegengesetzte Zustände einander ablösen, man mag auch den letzten Uebergang so weit hinausschieben als man immer will: oder man verfällt auf eine Theilung der Zustände ins Unendliche und findet den letzten Uebergang niemals. Doch der Philosoph sucht seinen Satz zu erweisen:

„ Eine natürliche Veränderung muß
„ durch die Kräfte, die in die Natur ge-
„ legt sind, hervorgebracht werden. Die-
„ se Kräfte sind stäts wirksam, stäts le-
„ bendig: denn wenn sie nur einen Augen-
„ blick entschliefen, so würde sie nichts
„ als die Allmacht zur Thätigkeit aufwe-
„ ken können. Sie haben also von jeher
„ schon an dem gearbeitet, was sie jetzt

„ hervorbringen. Sie haben den vorher„ gehenden Zustand gleichsam mit demzu„ künftigen beschwängert. Folgt nicht hier„ aus, daß die Natur alle mittlern Zu„ stände mitnehmen muß, wenn sie ei„ nen Zustand mit seinem Widerspiele ab„ lösen will? „

Allerdings, wo solche mittlere Zustände vorhanden sind, die sich zu den folgenden als nothwendige Bedingungen verhalten. Aber selbst diese mittlern Zustände sind einander immer noch entgegengesetzt, und folgen in ihren Entgegengesetzungen auf einander. — Fast darf ich es nicht wagen zu zweifeln, ob auch alle unsprüngliche Kräfte der Natur stets wirksam, stets lebendig sind, nachdem der Hr. V. gesagt hat, dieser Satz leuchte der gesunden Vernunft so sehr ein, daß er keines Beweises bedärfe, und die Weltweisen aller Zeiten hätten so gedacht. Es kann aber dem Hrn. M. unmöglich unbekannt seyn, daß viele Philosophen aller Jahrhunderte einen Unterschied unter thätigen und bloß leidenden Kräften gemacht haben, einige nur aus metaphysi-

schen

schen Gründen; andere auch durch physische Beobachtungen unterstützt. Der Satz kann also doch wenigstens, wenn er auch wahr ist, so klar nicht seyn, daß er keines Beweises bedürfe. Und soll er bewiesen werden, so müste man entweder zeigen, (aber nicht aus einem willkührlichen Begriffe von der Kraft) daß sich die Thätigkeit von der Kraft nicht trennen lasse und daß jede Kraft ein Conatus sey; oder man müste durch eine mühsame physische Induction erhärten, daß in der Natur keine bloß leidende Bewegungsfähigkeit anzutreffen sey. Man hat von jeher gewust, daß ein wirksames Ding (d. i. dessen Kraft ein Conatus ist) wenn es nicht gehemmt wird, die ihm angemessene Wirkung hervorbringet; aber das hat man wohl nicht von jeher gewust, daß ein jedes Ding ein wirksames Ding sey und daß es keine bloß leidenden Kräfte gebe, deren ganze Kraft die Impenetrabilität und vis inertiæ ist. Giebt man einen willkührlichen Begriff von der Kraft und erklärt sie im allgemeinen durch eine Bemühung zu wirken; dann ist der Satz leicht erwiesen: aber er gilt auch

 nicht

nicht mehr und nicht weniger, als die willkührliche Idee, in welche man ihn vorher einwickelte, um ihn nach Gelegenheit wieder herauszuwickeln. Und überdies wird es in diesem Falle schwer werden zu erweisen, daß alle Substanzen eine solche Kraft haben.

Hr. M. erfodert also zu einer jeden natürlichen Veränderung dreyerley: „ einen vorhergehenden Zustand des Dinges, das verändert werden soll; einen darauf folgenden, der jenem entgegengesetzt ist; und einen Uebergang, oder die zwischen beyden liegenden Zustände, die der Natur von einem auf den andern gleichsam den Weg bahnen. „ — Gut! nur daß der Satz nicht ganz allgemein sey und eine unendliche Theilung in die natürlichen Zustände bringe! Endlich müssen einmal nothwendig entgegengesetzte Zustände mit einander abwechseln; das Daseyn einer Bestimmung und ihr Nichtseyn. Man nehme noch einen mitlern Zustand an, so ist dieser entweder dem vorhergehenden entgegengesetzt, oder nicht. Im ersten Falle wechseln entgegengesetzte Zustände mit einander

ab;

ab; und im letzten Falle, wenn der mitlere Zustand dem vorhergehenden, dem Daseyn der Bestimmung nicht entgegenstehet, so muß er nothwendig dem folgenden, oder ihrem Nichtseyn widersprechen: und also folgen auch hier schnurstracks entgegengesetzte Zustände auf einander. Dieser Schluß kann allemal angewendet werden, man mag so viele mittlere Zustände darzwischen schieben, als man will: geht man aber mit der Theilung gar ins unendliche, so bekommt man die Zauberschachtel der Fee Benefica, in welcher immer eine kleinere Schachtel, in dieser noch eine kleinere und so fort steckt bis ins Unendliche. Wir wollen sehen, ob uns das folgende eben so wenig unleugbar scheinen wird:

„ Mich dünkt, spricht Sokrates; al-
„ les Veränderliche könne keinen Augen-
„ blick unverändert bleiben; sondern, in-
„ dem die Zeit ohne zu ruhen forteilet,
„ und das Künftige beständig zu dem Ver-
„ gangenen zurücksendet, so verwandelt sie
„ auch zugleich alles Veränderliche und

 „ zeigt

„ zeigt es jeden Augenblick in einer neuen „ Gestalt. „

Der Satz kann wenigstens als eine metaphysische Wahrheit nicht gelten. Veränderlich: das heißt, es kann verändert werden; daraus folgt so wenig, daß es beständig verändert wird, als man vom Können auf das Seyn schliessen kann. Das stätige Forteilen der Zeit beweißt nichts für das eben so stätigseynsollende Forteilen der Dinge, welche in der Zeit sind. Man betrachtet die Zeit entweder im mathematischen Verstande als eine stätige Reihe von Momenten, die wir in der Dauer der Dinge auf eine blosse idealische Art unterscheiden: oder man versteht unter der Zeit die Reihe der würklichen Succeßionen und Veränderungen. Mathematisch, das ist idealisch betrachtet, läuft die Zeit ohne zu ruhen dahin; indem ich in Gedanken ein Moment haschen will, so ist es schon fort und ich bin schon beim vierten, fünften und so weiter, wenn ich das zweyte festzuhalten glaube. Aber diesem Begriffe darf man die würklichen Succeßionen nicht unterschieben, oder von Momenten, die wir uns einbilden,

auf

auf Veränderungen schliessen, die geschehen. Es ist nicht nöthig, daß würkliche Succeßionen mit der idealischen Succeßion in gleichem Schritte fortlaufen; in den würklichen Succeßionen kann noch hin und wieder etwas permanentes seyn und es ist möglich, daß während der kleinsten würklichen Veränderung verschiedene idealische Momente dahin fliessen. Hr. Moses gibt mir, selbst durch die Erläuterungen seines Satzes, Anlaß meinen Gegensatz zu bestätigen.

„ Die Zeit ist mit unsern Begriffen „ zu vergleichen; ihre Augenblicke folgen in „ einer stättigen Reihe auf einander. Denn „ durch die Folge der Begriffe erkennen wir „ die Zeit; wie ist es also möglich, daß „ die Natur der Folge in der Zeit und in „ den Begriffen nicht einerlei seyn sollte? „ Wir können durch die Folge der Begriffe die Zeit erkennen; aber diese Folge der Begriffe ist nicht die Zeit. Auch wenn wir keine Begriffe hätten, wäre doch Zeit da. Ueberdies folgen unsere Begriffe würklich nicht so stätig auf einander, als die Momente der idealischen Zeit; von diesen gilt alles, was hernach gesagt wird: „ Das

 klein-

„ kleinste Zeittheilchen ist eine Folge von
„ Augenblicken, läßt sich noch in kleinere
„ Theile zerlegen, die immer noch alle Ei-
„ genschaften der Zeit behalten. Es gibt
„ also auch keine zwo Augenblicke, die sich
„ einander die nächsten sind, das heißt,
„ zwischen welchen sich nicht noch ein drit-
„ ter gedenken liesse„ Gedenken liesse? Vor-
treflich gesprochen; man sieht also, daß hier nur von der Zeit, von der Folge der Momente geredet wird, die wir uns denken; in dieser idealischen Theilung können wir immer bis ins Unendliche fortgehn. Aber von dem, was blos idealisch ist, gilt kein Schluß auf das Reelle. Jedoch —

„ Gehen die Bewegungen, und über-
„ haupt alle Veränderungen in der Natur
„ nicht mit der Zeit in gleichen Schritten
„ fort? „

Ich sage so dreist, Nein, als Eebes Ja sagt.

Noch einmal: entweder man versteht unter Zeit die würklichen Succeßionen in der Natur, oder die idealische Folge der Momente, die wir uns denken. Im ersten Falle ist der Satz richtig, aber identisch, und

und sagt weiter nichts, als: ein Ding ist ein Ding und jede würkliche Succeßion geht mit sich selbst in gleichem Schritte fort. Ist das andere, so leugne ich den Satz in seiner ganzen Ausdehnung. Was hat meine Vorstellungsart von der unendlichen Folge der Momente mit der Folge der würklichen Veränderungen zu thun? Die idealische Zeitfolge ist ins unendliche theilbar; nicht so die Folge der Begebenheiten in der Natur. Denke ich mir eine würkliche Sache, eine Substanz in mehrern Momenten ihres Daseyns: Sie war, sie ist noch, noch, noch u. s. w. so folgen deswegen ihre Existenzen nicht durch eine würkliche Veränderung so aufeinander, wie die Momente, die ich mir vorstelle. Was hier in der idealischen Welt transitorisch und jeden Augenblick anders ist, das kann in der würklichen Natur noch immer permanent seyn. Und wenn ja dergleichen idealische Schlüsse gelten sollen, so getraue ich mir mit dem alten Sophisten zu beweisen, daß auf jeder gegebenen Laufbahn eine Schnecke so bald zum Ziele gelangen könne und müsse, als der hurtigste Renner, weil die Zeit bis ins unendliche theilbar ist, weil

die Schnecke und der Mensch mit der Zeit parallel laufen, und folglich beyde in einem kleinsten Zeittheile einen kleinsten Theil des Raums zurücklegen müssen. Die kleinsten Raumtheile und die kleinsten Zeittheile gegen einander berechnet, so ist in einer Stunde die Schnecke eben so weit, als der Mensch. Auf eben diese Art kann man beweisen, daß die Körper bis ins Unendliche theilbar sind. Denn

Folgen die Theile des Raums in einer stätigen, oder unstätigen Ordnung auf einander?

In einer stätigen, wird Cebes erwiedern.

Die Theile des Raums gehen also in einem fort, und haben gemeinschaftliche Gränzen?

Richtig!

Das kleinste Raumtheilchen ist eine solche Ordnung von Punkten, läßt sich noch in kleinere Theile zerlegen, die immer noch alle Eigenschaften des Raums behalten. Nicht?

Es scheinet.

Es gibt also auch keine zween Punkte, die sich einander die nächsten sind, das heißt, zwischen welchen sich nicht noch ein dritter gedenken liesse.

Dieses folgt aus dem Zugestandnen.

Gehet die Ordnung der Substanzen nicht mit dem Raume parallel?

Ja!

Die Substanzen sind also, wie die Theile des Raums in einer ståten Ordnung neben einander?

Richtig!

Es wird also auch keine zwo Substanzen geben; die einander die nåchsten wåren? das heißt zwischen welchen nicht noch eine dritte anzutreffen sey?

Es scheinet also.

Die Substanzen sind also so gut ins Unendliche theilbar, als der Raum, in welchem sie sich befinden, wenn es gleich unsern Sinnen anders vorkommt. Der kleinste Theil einer Substanz ist immer noch aus unendlich vielen andern zusammengesetzt u. s. w.

Ich begreife dieses alles sehr wohl; aber ich begreife auch, daß der ganze Schluß

auf dem verkannten Unterschiede des mathematischen Raums, und des reellen, oder der Dinge, die im Raume sind, beruhet. Die geringste Ungereimtheit, welche daraus folget, ist, daß so nach ein Theil so groß als das Ganze, und das Ganze unendlichemal grösser, als es ist, seyn würde. Unendlich viele Substanzen sind immer eben so viele als unendlich viele. Da nun der Theil so gut ins Unendliche theilbar wäre, als das Ganze; so sind beyde gleich groß, und das Ganze besteht also aus unendlich vielen Theilen, deren jeder so groß ist, als das Ganze selbst. So auch bei der Zeit: Sind die würklichen Succeßionen theilbar ins unendliche, so besteht ein Tag aus unendlich vielen Veränderungen so gut, wie die Woche, die Woche wie der Monat, der Monat wie das Jahr. Unendliche Summen sind einander immer gleich; der kleinste Zeittheil ist also so groß, wie der größte. Bei der idealischen Zeit, bei dem mathematischen Raume hat diese Ungereimtheit so wenig zu bedeuten, als die unendliche Theilbarkeit der mathematischen Linien und Körper. Aber wer wird dergleichen willkühr-

kürliche Abstractionen auf würkliche Sachen übertragen?

Jetzt wollen wir nun, ehe wir zum Treffen kommen, unsere Macht noch einmal übersehen, und die unstreitbaren Glieder ausmustern:

1) „Zu einer jeden naürlichen Veränderung wird dreyerley erfordert: 1) ein Zustand der aufhören, 2) ein anderer, der seine Stelle vertretten soll, und 3) die mittlern Zustände, oder der Uebergang.„

Nicht im Allgemeinen völlig bewiesen! Als ein physisches Gesetz kann es gelten, in den meisten Fällen; nicht als eine metaphysische Wahrheit.

2) „Was veränderlich ist, bleibet keinen Augenblick, ohne würklich verändert zu werden.„

Nicht zugegeben!

3) „Die Folge der Zeit gehet in einem fort, und es gibt keine zween Augenblicke, die einander die nächsten sind.„

Von der idealischen Zeit, concedo; von der würklichen Folge der Dinge, nego.

4) „ Die Folge der Veränderungen kömmt
„ mit der Folge der Zeit überein und ist
„ ebenfalls so stätig, so an einander
„ hängend, daß man keine Zustände an-
„ geben kann, die sich einander die näch-
„ sten wären, oder zwischen welchen
„ nicht ein Uebergang Statt finden soll-
„ te. „

Auch über diesen Punkt sind wir nicht einig worden, und folglich dürften wir künftig nicht einerlei Weg nehmen zu dem, was zu beweisen ist. Doch will ich den Hrn. M. auf dem Wege, welchen er nimmt, noch mit einigen Anmerkungen begleiten.

„ Leben und Tod sind entgegengesetzte
„ Zustände: nicht? „

Nicht so ganz. Es ist möglich, daß der Tod kein Zustand, daß er das Ende der Zustände sey: Vernichtung, nicht der Theile, sondern des Ganzen.

„ Aber Seyn und Nichtseyn sind zwe-
„ en Zustände, die unmittelbar auf einan-
„ der folgen, die sich einander die nächsten
„ seyn müsten: solche Veränderungen, die
„ plötzlich und ohne Uebergang geschehen,
„ sind in der Natur unmöglich, und folg-

lich

„ lich kann die Natur weder ein Daseyn, „ noch eine Zernichtung hervorbringen, „ — Sehr richtig, wenn vom Daseyn der Ursubstanzen, der Monaden die Rede ist. Aber auf Zustände, auf Würksamkeiten, auf Systeme von Substanzen, auf Körper, auf Maschinen kann der Satz nicht bezogen werden. Ein Substanzensystem (und ein solches ist der Mensch) hat seine Existenz nicht durch das blosse Daseyn der Theile, sondern durch ihr bestimmtes Zusammenseyn; die Trennung der Theile ist das Nichtseyn des ganzen Systems. Auf diese Art bringt die Natur täglich Existenzen und Zernichtungen zu wege. Eben so muß man das Seyn der Seele, als Substanz, und ihr Seyn als Seele unterscheiden. Als Substanz kann die Seele natürlicher Weise nicht vernichtet werden; sie kann es als Seele; denn hier ist ihre Vernichtung schon dadurch möglich, wenn gewisse Würksamkeiten bei ihr aufhören, die vorher da waren: und das läßt sich ohne Zweifel gedenken, daß eine bestimmte Art von Würkungen in einer Substanz so gut aufhören, als anfangen kann.

„ Es gibt keinen Augenblick, da man
„ nach aller Strenge sagen kann: jetzt stirbt
„ das Thier. „

Ich dächte, daß es einen gäbe: den, in welchem das Herz zum letztenmal seine Function verrichtet.

„ Gleichniß: jeder Augenblick der Zeit
„ ist Morgen und Abend, Mittag und
„ Mitternacht zugleich. „

Nur an verschiedenen Orten; an Einem und demselben Standorte aber gibt es doch einen Augenblick, wo man sagen kann: jetzt ists Mittag.

„ Das Stetige und Aneinanderhängende
„ de läßt sich nur in der Einbildung und
„ nach den Vorspiegelungen der Sinne in
„ bestimmte und abgesonderte Theile zer-
„ trennen; der Verstand aber sieht gar
„ wohl, daß man da nicht stehen bleiben
„ muß, wo keine würkliche Abtheilung
„ ist. „

Wahr in gewissen Fällen! Aber in andern scheint uns manches gerade nach den Sinnen ungetrennt, was der Verstand von einander scheidet. Sinnlich erkennen wir es, wie eine Pflanze wächst; alles scheint

uns aneinanderhängend; nicht so dem Verstande. So scheint uns ein Glaß sinnlich ein Körper zu seyn, dessen Theile einander von allen Seiten berühren, nicht neben einander sind; der Verstand sieht es erst ein, daß kein Licht durchfallen könnte, wenn das Glaß keine Interruptionen hätte. So können wir oft in einer Reihe von Veränderungen die Gränze, den Scheidepunkt nicht sinnlich angeben, wo der erste Zustand aufhöret und der zweete anfängt; sollen wir deswegen schliessen, daß diese Gränze gar nicht vorhanden ist?

Wir wollen nun den ganzen Beweis von der Unsterblichkeit der Seele in forma hören:

„Wenn wir sagen, die Seele stirbt,
„so müssen wir eines von beyden setzen:
„Entweder alle ihre Kräfte und Vermö-
„gen, ihre Wirkungen und Leiden hören
„plötzlich auf, sie verschwinden gleichsam
„in einem Nu; oder sie leidet wie der
„Leib allmählige Verwandlungen, unzäh-
„lige Umkleidungen, die in einer stetigen
„Reihe fortgehen, und in dieser Reihe
„gibt es eine Epoche, wo sie keine mensch-
„liche Seele mehr, sondern etwas anders

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

„ geworden ist, so wie der Leib nach un-
„ zähligen Veränderungen aufhört, ein
„ menschlicher Leib zu seyn und Staub,
„ Luft, Pflanze, oder auch ein Theil eines
„ andern Thieres wird. Allein das eine
„ ist so unmöglich wie das andere. Na-
„ türlicher Weise kann die Seele nicht auf
„ einmal vernichtet werden, weil die Na-
„ tur nicht entgegengesetzte Zustände, Seyn
„ und Nichtseyn, aufeinander folgen läßt.
„ Sie kann eben so wenig nach und nach
„ sterben, weil der letzte Schritt noch immer
„ der ungeheure Sprung vom Daseyn ins
„ Nichts wäre, den die Natur nicht kann." —

Ein vortreflicher Beweis, wenn alle Vörder-Sätze gegründet wären, für die Fortdauer der Seele, für die Fortdauer aller Monaden, deren keine durch die Kräfte der Natur zernichtet werden kann! Aber ein anders ist Fortdauer, ein anders ist Leben; so wie bei dem Tode der Seele nicht eben von ihrer Zernichtung die Rede ist, oder von ihrem Verschwinden, wie Hr. Moses immer spricht. Wer ist mir Bürge dafür, daß nicht meine Seele, wenn sie durch kein Schema der Perceptio-

nen

nen mehr zum Denken veranlasset wird, wieder dahin geht, wo sie hergekommen ist, in die Reihe der Elemente: dort behält sie Kräfte und Vermögen, Wirkungen und Leiden, nur diejenige Modification ihrer Kraft ist hinweg, wodurch sie Seele war. Hier ist kein Zernichten; denn Hr. Moses merkt wohl an, daß man von Eigenschaften nur im uneigentlichen Verstande sagen kann, daß sie vernichtet würden; es ist eine blosse Veränderung der Würksamkeit, dergleichen wir beständig wahrnehmen, mag sie doch plötzlich, oder allmälig geschehen, was gehet es mich an? „Aber soll die See„le fortdauern, so muß sie wirken und lei„den; soll sie würken und leiden, so muß „sie Begriffe haben: denn Empfinden, „Denken und Wollen sind die einzigen „Würkungen und Leiden, die einem den„kenden Wesen zukommen können.„ —

— Einem denkenden Wesen, als solchem, vorausgesetzt nemlich, daß es in seinem specifischen Unterschiede würksam ist! Aber nicht immer würkt ein denkendes Wesen, (das ist, ein solches, welches denken kann) als solches. Vor ihrer Verbindung mit

dem Leibe war die Seele so gut ein denkendes Wesen, als sie es nach dem Tode bleiben wird; und gleichwohl dachte sie damals noch nicht, wenigstens nicht daß ichs wüßte. Soll also die Seele nach dem Tode handeln und leiden, so muß sie nicht eben Begriffe haben; sie kann handeln und leiden, wie eine jede andere thätige Substanz; die keine Seele ist.

Wenn ich Zweifel wider die Unsterblichkeit der Seele errege, so geschieht es nicht wider die Wahrheit dieser Lehre, sondern wider ihre Vernunftmäßige Erweislichkeit, oder vielmehr wider den Weg, welchen Hr. Moses gewählet hat, uns durch die Vernunft davon zu überzeugen. Ich behaupte, daß die Seele ihrer Natur nach nicht sterblicher und nicht unsterblicher ist, als jede andere endliche Substanz. Die Seele hat ihr Daseyn nicht durch ihr Wesen; wie nun das Daseyn, so auch die Fortsetzung desselben. Es ist also auf keine Weise apodictisch zu erhärten, daß die Seele eine ewige Existenz haben müsse. Noch weniger ein ewiges Leben; denn Leben verhält sich zur Substanz der Seele, wie eine Machina agens zur Suspensa. Da seyn könnte sie immer; wenn sie nicht als Seele würkt

so

so lebt sie nicht. Ihre Würkungen sind wenigstens eben so zufällig, als ihr Daseyn; wer wird mir also das eine, oder andere aus ihrer Natur erweisen? Aber eben so wenig kann man behaupten, daß sie sterben wird, wenn gleich ihr Tod eine metaphysische Möglichkeit ist. Würklich sterben ist ihr (an sich betrachtet, ohne Rücksicht auf Gott) so zufällig, als ewig leben; wir lassen also bis hierher die Sache unentschieden und hoffen allenfalls, daß die Seele das bleiben werde, was sie jetzt ist, ohne es gerade zu bejahen. Die Einfachheit der Seele kömmt gleichfalls noch immer wenig in Betrachtung: bei Gott ist es gleichviel, ob er eine Welt, oder eine Milbe erhält, einen Körper, oder eine Monade; beyde würden in ihr Nichts zurück sinken, sobald Gott die Hand hinwegzöge, welche sie im Daseyn unterstützt, wie ein Stein zu Boden fällt, wenn er nicht mehr getragen wird. Was aber, so lange wir die Seele in ihrer Natur betrachten, nur eine leichte Hoffnung ist, das wird moralische Gewisheit, wenn wir es wagen, einen Blick in den göttlichen Willen zu

thun, so weit er uns in der Natur geoffenbart ist. Körper sind hier blosse Mittel; Geister aber und Seelen sind Subjekte der göttlichen Endzwecke, und diese Endzwecke erstrecken sich allem Ansehn nach nicht allein auf den Tropfen Zeit, der uns in dieser Welt beschieden ist. Dieser einzige Gedanke ist mir mehr werth als alle ontologisch-cosmologisch-monadologische Argumente für die Unsterblichkeit der Seele. Ich habe das Zutrauen zu den Gott, welcher mich erschaffen hat, daß ich nicht für den Augenblick gemacht bin, den ich hienieden lebe; dieses Zutrauen beruhigt mich und gilt mir statt aller Demonstrationen. Und diese Idee vom göttlichen Endzwecke ist es, aus welcher Hr. Moses im dritten Gespräche die vortreflichsten Gründe für das ewige Leben unsers Geistes hergeleitet hat. Es ist eine wahre philosophische Erbauung, dieses dritte Gespräch zu studiren.

Vielleicht aber ist das, was wir Seele nennen, ein leerer Ton, keine absonderliche Substanz, ein blosses Accidens des Körpers, sein Leben vielleicht], oder ein

Resul-

Resultat aus den zusammenfliessenden Wirkungen seiner Bestandtheile — Dicäarchus behauptete, der Name Seele bedeute nichts, und schon unsere Maschine sey so eingerichtet, daß sie vermöge der ordentlichen Beschaffenheit der Natur Leben und Empfindung hätte. Aristoxenus stellt das, was wir Seele nennen, sich als eine Musik, als ein Aggregat aus einzelnen Wirkungen der körperlichen Bestandtheile, wie aus Tönen, vor. So Hobbes, Coward, Toland, Bucher, La Mettrie, Voltore und Compagnie.

Diesem Irrthume arbeitet Hr. Moses im zweyten Gespräche entgegen; ich will sehen, wie ich ihm nachdenken kann.

Eine jede Kraft eines zusammengesetzten Ganzen hat ihren Grund in der Würksamkeit der Theile. Ist gleich in einzelnen Tönen noch keine Harmonie, so wirken sie doch alle ins Ohr und sind dadurch dem Ganzen noch homogen. Ist gleich in einzelnen Theilen kein Ebenmaas, so sind sie doch alle dem Auge sinnlich, und aus ihren zusammenlaufenden Wirkungen entsteht in uns das Gefühl der Symmetrie. Se-

tzet nun in einem zusammengesetzten Ganzen ein Denkungsvermögen; so hat dieses entweder, wie Harmonie und Ebenmaas, seinen Grund bloß in der Ordnung der Theile, in ihrem Nebeneinander seyn, und in ihrer Folge auf einander; oder es resultirt aus der Wirksamkeit der einzelnen Bestandtheile. (In den Schulen würde man sagen, es gründet sich entweder in dem entitativischen, oder substantiellen Zusammenhange der Theile). Das erste ist unmöglich. Denn Symmetrie, Harmonie und Ordnung ist nicht sowohl in den Sachen selbst, nicht objektivischer Natur, sondern vielmehr die Wirkung eines Denkungsvermögens. Nun kann der Ursprung einer Sache nicht aus ihren Wikungen erklärt und folglich das Denkungsvermögen nicht aus der Ordnung und dem Nebeneinanderseyn der Theile abgeleitet werden. Auch der zweyte Fall ist undenklich. Denn hier müsten die Bestandtheile Kräfte haben, aus welchen in der Zusammensetzung das Vermögen zu denken entstünde. Diese Kräfte wären der denkenden Kraft entweder ähnlich, oder unähnlich. Das letzte ist der

Fall

Fall bey körperlichen Vermögen; aber nicht so bey dem Vermögen zu denken. Denn unähnliche Kräfte bleiben auch in der Verbindung, was sie vorher waren; nur ein denkendes Wesen stellt sie sich in der Verbindung anders vor, als sie sind. Sollen die partialen Kräfte dem Ganzen ähnlich seyn, so sind sie selbst Vorstellungskräfte: und dann sind die Begriffe entweder durch sie alle zerstreut, oder einer von diesen Atomen hat so viele und so lebhafte Begriffe als der ganze Mensch. Im letzten Falle, wer untersagt es uns, diesen Atom Seele zu nennen? Im ersten Falle entstünden eine Menge von Seelen; denn aus vielen dunkeln Vorstellungen kann keine deuliche entstehen und folglich müste jeder Atom eben so deutlich denken, als wir selbst. Die denkende Kraft ist also Substanz für sich, und kein Resultat aus vielen zusammengesetzten Theilen, deren Wirkungen in einander fliessen und das Denken hervorbringen könnten.

Dieß ist der Beweis, wofern ich ihn recht verstanden habe; ich stoße dabey in wenigen Punkten an.

1) Das ganze Räsonnement zeigt vortreflich, daß es unbegreiflich sey, wie ein zusammengesetztes Ganzes denken könne; aber, wie eine einfache Substanz denken kann, ist das nicht eben so unbegreiflich? Die Vernunft denkt sich verschiedene Fälle und Bedingungen aus, unter welchen Gedanken entstehen könnten; sie sucht Gründe, alle diese Bedingungen zu verwerfen; worauf soll man nun schliessen? Auf eine Unmöglichkeit gewiß nicht; denn wer kennt die wirkenden Kräfte der Dinge so genau, um alle mögliche Fälle bestimmen zu können, unter welchen durch sich ein gewisser Effekt bewürkt werden kann? Alles was daraus folgt, ist Demüthigung des menschlichen Verstandes; Unbegreiflichkeit, die das Denken der Monade so gut trift, als das Denken des Körpers. Wenn ich erklären soll, wie dieser denkt, so sehe ich doch noch mögliche Fälle in abstracto die ich erst durch eine lange Kette von Schlüssen ins Reich der concretivischen Unmöglichkeit verweisen kann. Soll ich aber zeigen, wie ein einfaches Ding denkt, so finde ich, ich mag herumsinnen wie ich will, gar kein Entweder

der und Oder mehr, gar keine mögliche Art, diese Würkung bey dieser Substanz nur einiger massen zu begreifen.

2) Es gibt zwo Arten von Verknüpfungen; ideale, wo die verbundenen Theile durch ihre Verbindung keine neue innerliche Bestimmungen erhalten, wo also die Verknüpfung nur in den Gedanken des Betrachters ist; und reelle, wo auch nemine cogitante die Glieder des Zusammenhangs in demselben innerlich anders bestimmt werden, als es sie vorher waren. Von den idealen Verknüpfungen wird es zugegeben, daß sie ein Denkungsvermögen ausser sich erfordern, um Etwas zu seyn, und daß sie nichts wären, wenn sie nicht gedacht würden. Allein anders ist es bey reellen Verbindungen. Hier können die Kräfte der Bestandtheile; so in einander fliessen, daß eine neue Kraft daraus resultirt, mag es doch jemand denken, und empfinden, oder nicht. Die Kraft des Scheidewassers ist von der Art, daß sie ihre Würkung im Ganzen auf eine von den Würkungen der Theile verschiedene Art äussert, nemine cogitante; sie destruirt Silber, welches

die partialen Kräfte, nach und nach aufgetragen, nicht würden gethan haben. Nur also die idealen und entitativischen nexus erfordern zum Zusammennehmen der einzelnen Theile eine denkende Kraft; nicht aber die substantiellen Verbindungen, in welchen mehrere Dinge Eins aus machen, und wenn sie von niemand als Eins gedacht würden.

3) Ich weiß nicht recht, was ich von folgendem Schlusse sagen soll: Die Verbindung mehrerer Theile zu einem Ganzen ist die Wirkung eines Denkungsvermögens. Der Ursprung einer Sache kann nicht aus der Würkung erkläret werden. Und folglich kann das Denkungsvermögen nicht aus der Zusammensetzung mehrerer Theile entstehen. Ich fühle es, daß noch etwas hierbey zu erinnern ist; wer weiß aber, ob ich den rechten Punkt treffe? Den ersten Satz habe ich schon vorher eingeschränkt; er gilt nur von idealen Verbindungen und wenn er allgemein seyn sollte, so müste man vorher erweisen, daß alle nexus im Ganzen bloß idealisch wären. Aber auch in der ganzen Schlußfolge liegt noch ein ich weiß nicht was, wodurch mein Beyfall

zurück-

zurück gehalten wird. Ich weiß nicht, ob ich deutlich genug rede, wenn ich sage, daß Hr. M. zuerst von zwey verschiedenen Subjekten spricht und in der Folge das in Einem concentrirt, was von beyden gesagt wurde. „Das Zusammennehmen der Thei„le in Ein Ganzes erfordert ein Den„kunsvermögen„ — aber wo? in einem andern Subjekte, welches jene Theile zusammennimmt. Jenes Zusammennehmen der Theile des ersten Subjekts, ist also eine Würkung des zweyten Subjekts. Nun weiter: „Der Ursprung einer Sache kann „nicht aus ihren eigenen Wirkungen er„klärt werden;„ er kann es zuweilen, wie z. E. der Sohn, der selbst gezeugt wurde, auch wieder zeugen kann; aber hier soll er es auch nicht. Eine denkende Substanz kann immer zusammengesetzt seyn und bei einer andern Zusammensetzung wahrnehmen; die Zusammensetzung der ersten wird vielleicht wieder von einer dritten bemerkt und so fort.

Auf diese Art fällt Ursprung und Würkung nie in Ein Subjekt zusammen, wie Hr. M. anzunehmen scheint; sondern

bey=

beyde sind in verschiedenen Substanzen, und das ist kein Widerspruch. Schulmäßiger gesprochen: Die denkende Substanz ist ratio analytica von dem Zusammennehmen der Theile in Ein Ganzes; und die zusammengesetzte Substanz kann ratio metaphysica von dem Denken seyn; beydes kann, wie ich mir einbilde, mit einander bestehen. Doch ich baue auf diese Zweifel selbst nicht viel, weil ich immer befürchte den Verfasser nicht recht verstanden, oder selbst meine eigenen Gedanken nicht recht deutlich aus meinem Kopfe abgeschrieben zu haben.

Ich gebe diese Rhapsodie von Anmerkungen für das, was sie ist. Einige meiner Leser können dadurch ermuntert werden, das vortrefliche Buch genauer zu studiren, und vielleicht bewege ich auch Hrn. Moses, der schon gegen seine ersten Kunstrichter so gefällig war, seine Schlüsse noch mehr zu erläutern und durch neue Bemerkungen zu unterstützen.

Zu erörternde Fragen über die Selbsterkenntniß, hauptsächlich an die Herrn Physicomathematicos unserer Zeit gerichtet.

Es schleicht sich seit einiger Zeit ein neuscholastischer Thon in unsere deutsche Philosophie ein, der sich von dem altscholastischen nur so unterscheidet, wie etwa Svarezens metaphysische Dissertationen von den Schriften Caramuels von Lobkowitz unterschieden sind. Die meisten Peripatetiker, auch in den finstersten Zeiten, waren denkende Köpfe, und fehlten nur dadurch, daß, indem sie zu subtil abstrahiren wollten, sie auch da noch abstrahirten, wo nichts mehr zu abstrahiren war, und ihre Ge-

dau-

danken in dem seltsamsten Unlateine so steif und oft räzelhaft ausdrückten, daß es uns verdrüßlich ist, in diesem Kothe Gold zu suchen. Unsere neuen Scholastiker haben eine bequemere Methode gefunden, Unsinn zu sagen. Scharfsinniges Denken ist in ihren Augen eine Sache, deren man füglich entbehren kann, wenn man nur die Kunst versteht, scharfsinnig aussehen zu können; wie denn überhaupt der Schein für die meisten Menschen Realität ist. Sie machen es also gerade, wie Youngs und Klopstocks unglückliche Nachahmer, deren Verse fast nur ein zusammengesetztes Recept aus den ungewöhnlichen, oder fremden Worten sind, die sie in ihren Originalien gelesen haben: „Setzet Entzückung, Bezauberung, Begei„sterung, einige umdüftete Eichen, oder „wenn es beliebt Fichten, etwas ätheri„sches, und andere Dinge aus der höhe„ren Religion fein unschicklich zusammen, „mischt etwas vom Staunen und einige „Heil dir! darunter; so habt ihr ohnge„fähr das, was man ein Gedicht nennet.„ — Ein Bauer, der ohne sein Vater unser zu können, doch wie seine Nachbarn den Hut

vor die Augen nahm, um es zu beten, versicherte einen andern, der ihn kannte und ihm darüber seine Verwunderung bezeigte, ganz treuherzig, daß er zwar seine Unwissenheit gestehen müste, aber doch die Weise des Vater unsers verstünde und glaubte, das sey alles, was man von einem guten Christen auf dem Lande verlangen könnte. Nicht eher werde ich diesen Bauer tadeln, als mir beweist, daß ihm das nicht vergönnt sey, was sich unsere Wortphilosophen erlauben: die Melodie mit zu singen ohne die Sache zu verstehen.

Zum Beispiel: Substanz, Verhältniß, Entstehungsgrund, Aktion, Uebereinstimmung, Vollkommenheit, — und dergleichen, mit andern gewöhnlichen und ungewöhnlichen Worten vermengt, in die philosophischen Noten, nämlich Paragraphen oder andere Numern gesetzt, bald in der allerhöchsten, bald in der allerniedrigsten Oktave abgesungen, und mit einigen Ausfällen auf diejenigen interessant gemacht, die etwas anders glauben, als wir — das ist so ohngefähr die Methode, nach welcher man philosophiren muß, um

gewisse neudeutsche Originaldenker zu erreichen, und Fragen, die den ihrigen ähnlich sind, an die Herrn Physico-mathematicos unserer Zeit zu richten.

Wir haben nicht leicht eine Schrift gelesen, in welcher so viel Nonsense und Unsinn, so viele falsche Behauptungen, und zugleich so viele triviale allbekannte Sachen mit so vielem Trotz, Stolz und Verachtung anderer gesagt, und durch eine so alberne Sprache aufgestutzt würden, als die dickberührten Fragen, die vielleicht ein Spötter im Namen der typographischen Gesellschaft zu Hamburg hat drucken lassen, um den guten Leumund dieser Gesellschaft zu kränken. Da der Verfasser so sehr die philosophische Mine annimmt, sich hinter der philosophischen Weise, wie der Bauer hinter seinem Hute, verbirgt, und, dabey nicht weniger Unwissenheit in der Philosophie, als dieser im Vater unser, verräth; so werden wir vielleicht ihm und unsern Lesern durch eine genauere Beleuchtung seines Gewäsches eine Wohlthat erzeigen: ihm zur Warnung, oder Besserung, und unsern Lesern zum Beispiel, auch, wenn

wenn sie gern wollen, zur Kützelung ihres Zwerchfells. Es ahndet uns, daß diese Prüfung ziemlich viel Raum hinwegnehmen wird; allein wenn wir gleich sonst über elende Schriften nicht gern weitläuftig sind, so wird man uns doch diesmahl eine Ausnahme erlauben, damit wir den Akademien der Wissenschaften, deren Ausspruch der Herr Verfasser abwarten will, die Mühe ersparen, seinen wunderlichen Zumuthungen zu condescendiren.

Man höre nur das Geschwätz zum Eingange: „die Geschichte des menschlichen „Verstandes lehret zur Genüge, daß oft „eine gewisse besondere Wissenschaft alles, „und widerum zur andern Zeit gar nichts „gilt. Die Wissenschaften sind, wie der „Geschmack, der Mode unterworfen, obgleich an und für sich selbst nur zweyerley Methoden, sie vorzutragen, die natürliche und wissenschaftliche, möglich „sind, die von Zeit zu Zeit im Ganzen „abwechseln müssen. Denn, wenn die „natürliche vollkommen geworden, so ist „die wissenschaftliche der natürlichen vorzuziehen, so lange aber dieses nicht ist,

„ sollte man billig der natürlichen (der ana=
„ lytischen) den Vorzug einräumen. Da=
„ her war bei den Alten die Selbsterkännt=
„ niß alles, und eben daher achtet man
„ ihrer bei uns fast gar nicht, weil man
„ die wissentschaftliche Methode fälschlich
„ für bereits vollkommen gehalten hat. „
Ein ähnliches Galimathias besinnen wir uns, in dem Versuche über den Ursprung der Wissenschaften von dem gelehrten Herrn Martinus Scriblerus gelesen zu haben; und diese Aehnlichkeit bestärkt uns in der Meinung, daß auch dieser neue Verfasser bloß zum Scherz und ironisch geschrieben hat. Sollte er es aber ernstlich gemeint haben, so würden wir ihn fragen, was er wohl bei folgenden Sätzen gedacht haben mag: „Ob
„ es gleich nur zwo Methohen des Vor=
„ trages gibt, so sind doch die Wissenschaf=
„ ten der Mode unterworfen. Und weil
„ man billig der analytischen Methode den
„ Vorzug in gewissen Fällen einräumen
„ muß; so war bei den Alten die Selbst=
„ erkänntniß alles. „ — Nämlich der Stock im Winkel; es wird also regnen. — Warum setzt man die wissentschaftliche Methode

der

der natürlichen entgegen, da es doch die erste Regel der wissentschaftlichen Methode ist, daß sie natürlich seyn soll? Wenn einige Schriftsteller Methoden, die nicht natürlich sind, für wissentschaftliche ausgegeben haben, so sind sie deswegen zu tadeln; aber daher folgt kein Gegensatz der beyden Lehrarten. Noch weniger verstehen wir, warum wir, wenn die natürliche Methode vollkommen geworden, derselben die wissenschaftliche vorziehen sollten. Gesetzt, daß beyde einander entgegenstünden, so wäre man doch wohl ein grosser Thor, wenn man die vollkommenere, sobald sie vollkommen geworden, zurücksetzen und die unvollkommenere vorziehen wollte. Wir glauben, daß es noch eine dritte Methode, nemlich eine Methode der Confusion gibt, welches eben diejenige ist, die den Verfasser von dem Unterschiede der Methoden auf die Selbsterkänntniß führt. Woher mag er auch wohl die Nachricht haben, daß bei den Alten die Selbsterkänntniß alles gewesen sey, und daß man ihrer bei uns gar nicht achte? Wenn er einmal eine Reise in die Alten thun sollte, welches für ihn eine sehr

weite Reise zu seyn scheint, so würde er gewiß bei seiner Zurückkunft uns die Anmerkung mitbringen; c'est tout comme ici. Doch das lustigste ist, daß er selbst nicht recht sagen kann, was er unter Selbsterkänntniß verstehet. Er scriblert: die al„ten Weisen schätzten, und musten alle an„dere Wissenschaften und Kenntnisse nur in „dem Verhältnisse schätzen, je nachdem sie „grösseren Einfluß auf die Beförderung „der Selbsterkänntniß hatten. Der aller„gröſseste Theil unserer gegenwärtigen Stu„dirten kann, nach der ihnen gewöhnlichen „flüchtigen Betrachtungsart, selbst nach „Lesung eines solchen Aufsatzes, nicht be„greifen, daß die Selbst- und Realer„känntniß (oder das Nachspüren der Ent„stehungsart der Dinge durch uns selbst, „oder vermittelst der Erkänntniß unserer „selbst) einigen reellen Nutzen für uns haben „können. So sehr haben wir uns gewöhnt, „an die Betrachtung der äussern Schale „der Dinge und ihre Benennungen, daß „wir kaum, wenigstens nicht praktisch „wissen, was es heisse, die Dinge realiter,

das

„ das ist nach ihrer Entstehungsart zu be-
„ trachten. „

Hier verwirrt nun der Verfasser offenbar die Erkänntniß seiner selbst mit der Erkänntniß durch sich selbst, das ist mit denjenigen Känntnissen, die wir durch eigenes Nachdenken erworben, und nicht bloß von andern empfangen haben. Wenn man von Selbsterkänntniß spricht, so nimmt man das erste; dem Verfasser beliebt es, bald das erste, bald das letzte darunter zu verstehen, nachdem es ihm behäglich ist. Andere ehrliche Leute nennen das Wissenschaft, was er Selbsterkänntniß nennt, und haben auf diese Art alle die treflichen Wahrheiten längst gesagt, die er uns in seinen eigenen Tone noch einmal predigt, als wenn sie sein eigen wären. Die folgende Stelle müssen wir wieder ganz abschreiben, zum Vergnügen unserer Leser, weil sie ein Galimathias enthält von der Art, wie man es selten antrift: „Wegen der ge-
„ genwärtigen fast allgemeinen Oberherr-
„ schaft der Immagination werden die we-
„ nigen gründlichen, auf die Ausbreitung
„ der Selbsterkänntniß abzweckenden Abhand-

„ lungen aufs ärgste verachtet, und gar
„ nicht gelesen, indem man sie aufs höch-
„ ste, wenn sie gleich noch so deutlich ge-
„ schrieben sind, für mystisch erkläret, weil
„ sie solchen Miskennern ihrer selbst würk-
„ lich mystisch sind, und nicht anders seyn
„ können. Der Pöbel aller Art ist zu un-
„ serer Zeit von dem des Alterthums in gar
„ nichts unterschieden; auswendig voller
„ Veränderung, die von innen, und
„ inwendig voller Widersprüche, die von
„ aussen herrühren, hat allein er in dem
„ Hirne der Dichter das Bild der Chimäre
„ hervorgebracht. Zunächst ans Nichts
„ angrenzend, gedankenlos und doch ty-
„ rannisch stolz, im Staube kriechend,
„ miskennet er beständig den Adel sei-
„ ner Seele; stets vermeinter Finder
„ und niemals Sucher der Wahrheit,
„ sein Daseyn bloß durch widersinnigen
„ Gehorsam und sich selbst widerspre-
„ chendes Widersprechen zeigend, erklä-
„ ret er alles Wahre und Vernünftige,
„ und die goldene Wissenschaft der Selbst-
„ erkänntniß, für eine schwarze Chimäre,

und

„ um widerum als ein chaotisches Nichts
„ zu erscheinen. „

In der Folge sagt der Verfasser noch, weil die Spaldinge, Cramer, Jacobi, Jerusalem, Alberti und Sacke unserer Zeit, (gibt es den auch Sacke einer andern Zeit?) wegen der Herzenshärtigkeit, Blindheit und groben Unachtsamkeit des Volks, unmöglich tiefer in die Selbsterkänntniß hätten eindringen können, so wäre diese Materie deswegen in ihren heiligen Reden so dunkel und unvollständig abgehandelt worden. Weil aber die löbliche typographische Gesellschaft, aus Achtung für den grossen Haufen, die Liebhaber der Weisheit des ganzen Alterthums unmöglich hierinnen tadeln könnte, so hätte sie mit grossem Vergnügen den Antrag angenommen, einen Preis von 20 Ducaten auf die beste Abhandlung über die Selbsterkänntniß zu setzen, welchen sie dann hiermit aufs neue setze und bestätige, und zu dessen Vermehrung und würklichen Ausführung (man führt also Preise aus?) alle gelehrte und ökonomische Gesellschaften mittelst diesem öffentlich zu invitiren und einzuladen, die Ehre habe.

Und wir haben die Ehre, öffentlich zu sagen, daß wir uns für diese Einladung sehr bedanken würden, wenn wir zu einer der eingeladenen gelehrten, oder ökonomischen Gesellschaften gehörten. Denn die Fragen, welche der Concipient des Aufsatzes aufwirft, sind zum Theil so abgeschmackt, daß es scheint, als wolle er die hochlöblichen respective gelehrten und ökonomischen Gesellschaften zum Besten haben.

Wehe uns, daß wir wieder abschreiben müssen! Unser philosophische Selbsterkenner fragt also!

Erstlich: Ist in uns das Bemühen, die Würkung unseres Daseyns (zu erhalten und) zu vermehren, Liebe: und wie zeiget sie sich in und ausser uns?

Zweytens: ziehet jeder Körper und Substanz am meisten diejenige an, die ausser der Uebereinstimmung in dem Wesentlichen am meisten in dem Zufälligen und in den alleräussersten Bestimmungen übereinkommen? Und nähern sich alle Körper und Geister einerley Art dadurch einander, daß sie zuerst in ihren alleräussersten Bestimmungen zusammentreffen und übereinkommen?

Drit-

Drittens: Giebt es in allen Arten der Körper und Substanzen zweyerlei Wesen davon das eine bey der Vereinigung sich fast bloß leidend, das andere aber fast bloß thätig erweiset? Hat ein jeder Körper einen gewissen ihm beständig zukommenden eigenthümlichen Ton, und eine gewisse mit diesem besondern Tone übereinstimmende Farbe? Und wenn dieses, drücket alsdann und in wie weit drücket alsdann die jeder Art Körper eigenthümliche Farbe, und der mit solcher Farbe übereinstimmende Ton den Grad seines innerlichen Zusammenhanges mit und in ihm selbst und mit andern Körpern; (d. i. den besondern Grad der Liebe) aus? Wie und in wie weit ist die Sprache Gottes, und die der unvernünftigen Thiere von der unsrigen unterschieden?

Viertens: Ist das sinnlich Gute das einzige was wir bey der sinnlichen Erkenntniß erwählen können, und kann irgend einer die Wahl, oder ein solches Ding anzunehmen unterlassen, wenn er das Beste, (d. i. das Schönste,) in seiner Art, oder in jeder Art erhalten kann.

Fünftens: Giebt es nur dreyerlei Arten des sinnlich Angenehmen, oder Annehmlichen? Und was entstehen daher für Folgen bey einem jeden, der sich einzig und allein durch den Begriff, oder durch die Vorstellung der Wollust, oder der Ehre, oder der äussern Mittel leiten und führen läßt?

Sechstens: Ist die Vorstellung und der Begriff der Schönheit in dem Angenehmen das, was uns zur Annahme bestimmet? Und wie weit stimmet dieser Bewegunsgrund, (der objektivische) der von aussen kommt, die Schönheit, mit dem Bestimmungsgrund, der von innen kommt, (dem subjektivischen) oder mit einem Worte, wie weit stimmet die Schönheit mit der Liebe überein?

Siebentens: Setzet die Schönheit eines Originalgebäudes nothwendig zum Voraus, daß der Baumeister desselben die Regeln der Schönheit wisse? Und kann man es als eine allgemeine Regel annehmen, daß ein Gebäude, ein anderer Körper, eine Familie, eine Stadt, ein Reich, in dem Verhältnisse schöner sey, als der Baumeister, oder Regierer desselbigen die Regeln der Schönheit mehr angewandt hat.

Neun-

Achtens: Ist die Regel allgemein, daß das Innere (d. i. das Gerechte) eines jeden Dinges, oder einer jeden Substanz in dem Verhältnisse mehr übereinstimme, als das Aeussere oder das Schöne desselbigen mehr übereinstimmt? Und ist die innere Uebereinstimmung die größte, oder die geringste, wenn die äussere die gröste oder die geringste ist?[1] Ist bey der grösten Schönheit natürlicher Weise die größte Vollkommenheit?

Neuntens: Ist das unter allen Wegen in der Moral (d. i. in der Erkenntniß des Gerechten) und in der Naturlehre (in der Erkenntniß des Schönen) weiter zu kommen, wo nicht der einzigste (naturgemässeste,) wenigstens der gewisseste, wenn man aus den alleräussersten Beschaffenheiten der Dinge, oder durch dieselbigen, das Mittlere, oder die Mittelstrasse bestimmet?

Zehentens: Ist der vollkommen gerecht, oder gesund, in dem alles Aeussere, oder Innere aufs genaueste übereinstimmt? Ist der Anfang ein unendlich dunkler Spiegel des Ausganges, und ist das, was in dem einfachen zu Anfangs unendlich dunkel war, zuletzt unendlich deutlich, und bleibt es also?

Wie

Wie muß es in dem Kopfe des Mannes aussehen, der solche Fragen bey der Materie von der Selbsterkenntniß aufwerfen kann? Es scheint uns überhaupt unschicklich zu seyn, daß man bei einer Preisaufgabe den Weg so genau vorzeichnen will, welchen diejenigen zu gehen haben, die sich um den Preis bewerben, besonders wenn man schon in die Fragen selbst die Antwort einwickelt, die man gern haben möchte. Man sieht leicht, daß es dem Verfasser nur um gewisse Favoritgrillen zu thun ist, die er im Sinne hat, und von welchen er wünscht, daß sie durch die Preisschriften bestätiget würden. Dahin zwecken auch die Erläuterungen ab, die er unter seine Fragen gesetzt hat, und die nicht klüger sind, als die Fragen selbst. Undeutliche, unbestimmte und falsche Begriffe, wunderliche Sätze, und seltsames Galimathias wechseln in diesen Erläuterungen mit einander ab, von welchen wir einige Beyspiele zu geben uns verbunden erachten.

„ Ein Ding bestimmen, sagt der Ver„ fasser heißt seine alleräusserstes Be„ schaffenheiten festsetzen." Was weiß ich

nun?

nun? Was sind alleräusserste Beschaffenheiten? Vielleicht die, so auf der Oberfläche des Dings befindlich sind? Oder überhaupt die, welche die Gränze des Dings ausmachen? Ist etwa die Nase die äusserste Beschaffenheit des Menschen? Portugall die alleräusserste Beschaffenheit von Europa? Wir bedauern, entweder, daß uns der Hr. Verfasser keine deutliche Ideen geben will, oder — daß er kelbst keine gehabt hat.

„ Uebereinstimmen heißt, einerley „ Ton angeben. So stimmet jeder beson„ dere Ton, z. E. der Grund - und Haupt„ ton, der Ton der Liebe, das himmel„ blaue Vt, in der allerhöchsten und aller„ niedrigsten Octave, und also in allen „ Octaven mit einander überein. — Wo „ einerlei Ton und Farbe ist, da muß „ auch einerley Ursache solcher Tönne und „ Farben seyn. „ Das himmelblaue Vt ist in der Philosophie des Hrn. Verfassers von grosser Wichtigkeit — Wir sehen nur nicht ein, wie nach der dritten Frage, Ton Farbe mit einander übereinstimmen können; heterogene Empfindungen, die nur mit einander verglichen werden können, wiefern sie Empfindungen sind. Auch ist der letzte

Satz nicht so wahr, als der Verfasser meint; daß wo einerlei Ton und Farbe ist, auch einerlei Ursache seyn müsse. Das heißt von der Einerleyheit des Effekts auf die Einerleyheit der Ursache schliessen; ein Schluß, der nichts weniger, als zuverlässig ist. Die wunderlichen Behauptungen übergehen wir gern, daß der Zusammenhang der Körper ihre herzinnigliche Liebe gegen einander sey, daß auf eben diese Art auch die Geister zusammenhängen, daß Farbe und Ton die Sprache Gottes, und der Natur seyn, u. s. w.

„ Körper und Substanzen hängen zu„ sammen, in so fern sie gegenseitig in ein„ ander würcken. Ein jedes einfache We„ sen hänget demnach mit jedem andern in „ universo zusammen, zwar nicht unmittel„ barer, sondern mittelbarer Weise. Denn „ bloß diejenigen Substanzen hängen unmit„ telbar zusammen, deren letzte und äusserste „ Beschaffenheiten znsammentreffen. Die in „ einem gewissen Subjekte vorhandene Vor„ stellung des besondern Grades solches Zu„ sammenhanges heißt die Liebe im allerge„ gemeinsten Verstande, wovon die, die

„ in

„ in uns ist, nicht dem Wesen, sondern
„ den Graden nach unterschieden ist.„ Daraus folgen nun allerhand artige Dinge; als zum Beyspiel: Ein Paar Matrosen, die sich prügeln, hängen zusammen, weil sie in einander würcken; und da sich ein jeder den besondern Grad solches Zusammenhanges vorstellt, nämlich die Zahl der empfangenen und gegebenen Prügel, so ist nicht zu läugnen, daß sie einander lieben, und daß sich ihre Liebe gerade zu der Zeit angefangen hat, da sie anfiengen sich zu prügeln. Und da nun, wie der Hr. V. sagt, alle einfache Wesen in universo zusammenhängen, so müssen sie folglich auch alle einander herzlich lieben, zwar nicht unmittelbar, aber doch mittelbarer Weise. Denn bloß diejenigen Substanzen lieben einander unmittelbar, deren letzte und alleräusserste Beschaffenheiten zusammentreffen.

Doch alles das fühlt der Herr Verfasser nicht, und wirft ganz ernsthaft die Frage auf; „ Ist ein allgemeiner Grund, oder Mittel des mittelbaren Zusammen-
„ hangs der Körper und Geister im univer-
„ so, und zeigen dieses überhaupt die

„ Farben und Töne an? „ — Ueber uns Philosophen! Wir, die wir weder deutliche Begriffe von Farben und Tönen, noch von Geistern haben, sind doch im Stande, aus Ton und Farbe den Zusammenhang und die Liebe der Geister mit und zu den Körpern zu erklären!

Damit man sehe, wie gründlich und ordentlich der Herr Verfasser denkt, so wollen wir aus dem Geschwätz zur sechsten Frage das Gerippe ausziehen. „ Schönheit ist der Grund- Ur- und Hauptbegriff „ aller menschlichen Erkänntniß, und wer „ diesen für bloß subjectivisch erklärt, der „ wirft alle Religion, Sittlichkeit und „ Wahrheit über den Haufen. Darinn „ liegt also die Hauptsache des bisherigen „ Verfalls der Tugend, und folglich bitten wir alle Gottesgelehrten, Philosophen und Kunstrichter, die es mit Gott, „ ihrem Nebenmenschen und sich selbst rechtschaffen meinen, um die Erlauterung der „ Fragen, ob man einen standhaften Beweis der christlichen Religion hervorbringen könne, wenn man noch die natürliche läugnet; und ob man diese beweisen

„ sen könne, so lang man die Wahrheit
„ und Bestimmtheit der ersten praktischen
„ Haupt = und Grundbegriffe nicht zu=
„ gibt? Je mehr die niedrigstgleiche Zahl
„ (die Zahl 2; daher die Dynamic *) bei
„ aller Ersparniß aller zur Hauptabsicht
„ gehörigen nothwendigen Theile in allen
„ solchen Theilen eines Körpers, bei denen
„ eine Symmetrie statt finden kann, ange=
„ wandt wird, um desto schöner ist der
„ Körper, und im Gegenfalle desto häßli=
„ cher. Die erste Urquelle des Wohlseyns
„ aller Menschen und aller Staaten scheint
„ also bloß darauf anzukommen, daß die
„ Menschen einen deutlichern und vollstän=
„ digen Begriff von der Schönheit bekom=
„ men. Und daher sollen alle Plane der
„ Regierungen dieses zum Ziel ihrer Wün=
„ sche, und ihres Verlangens machen „

Das alles ist noch gölden, gegen den Paragraphen zur neunten Frage. Hier be=

*) Was Knaben wissen, daß weiß dieser Verfas=ser nicht, daß die Dynamik die Lehre von der Grösse in den würkenden Kräften der Dinge ist. Der Mann hat etwas von der Dyadischen Rechnung gehört.

hauptet der Herr Verfasser, daß sich alles in der Körperwelt aus dem Grundtone Vt himmelblau able iten lasse, wie alles in der Geisterwelt aus der Liebe. Das Laster wird daher mit der schwarzen Farbe bezeichnet, weil es alles sinnliche in sich schluckt; die Unschuld mit der weissen, weil sie das Sinnliche wider zurück gibt; die Schuld mit der grauen, weil sie aus Unschuld und Laster zusammengesetzt ist u. s. w. Die himmelblaue Farbe, aber ist die Haupt- und Grundfarbe, und der mit ihr völlig übereinstimmende Ton Vt, der Haupt- und Grundton. Zuletzt findet der Hr. V. noch ein Geheimniß in den Zahlen 7, 3 und 10. „ Warum „ haben wir sieben bejahende, und sieben „ verneinende praktische Hauptbegriffe, sie„ ben Tugenden und Laster, sieben Töne „ und Farben, sieben sinnliche grosse Thei„ le unseres Körpers, sieben Metalle und „ Halbmetalle, sieben Planeten, fünf äus„ sere und zween innere Sinne? Warum sind „ in jedem dieser sieben drey Stücke jedesmal „ vorzüglich von einander und von den „ übrigen unterschieden? Warum zehn Fin„ ger und zehn Zähe, warum zehn Stufen

„ des innern moralischen Zustandes? war„um ist die Decimalrechnung so allge„mein?

Und dieser Mann apellirt zu letzt an die Nachwelt, wie der Antikritikus an das Publicum, und glaubt, daß diese ihm würde Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er hätte nur die Bedingung des Herrn von Premontval nicht vergessen sollen.

Die Peroration ist des ganzen Werks würdig! wir wollen sie abschreiben und unsern Setzer bitten, daß er das Original, welches den alten Kreutz- und Rosen Versen sehr ähnlich sieht, so gut nachahme, als es ihm möglich ist.

„ Mit tausend so kindischen haben wir, „ o Socrates! o Plato! o Aristoteles, „ mit tausend so durchaus nichtigen Irr„thümern haben wir, nach Verlauf von „ mehr als zweytausend Jahren nach eurem „ Tode zu fechten, blos und allein, weil „ man die Erkenntniß seiner selbst gar nichts „ achtet.

„ O daß doch jeder Mensch mit ei„genen Augen aufs

„ helleste *sehen* und

„ zugleich aus dem Munde der
„ Weisheit selbst aufs deutlichste *hören*
„ mögte,

„ dass
„ das Schönste das Gerechteste, das Beste
„ die Gesundheit; dasjenige *aber* einem
„ jeden das Angenehmste unter allem sey;

„ wozu ihn
„ die *LIEBE*
„ am meisten treibet, es zu erhalten.

Auf alles das folgt noch ein Gebet, von welchem ich nichts mehr sage, um nicht Spötterenen über alles Beten zu veranlassen. Dafür ergreife ich die Gelegenheit, die mir dieser Verfasser gibt, etwas zur Erläuterung der Begriffe von der Schönheit zu sagen, die ich in den Briefen über das Publicum vorgezeichnet habe, und die man mir in der hamburgischen neuen Zeitung so hoch angerechnet hat.

* * *

Wer von unserm Publico reden will, der bekümmert sich vorher um die Gründe, aus

aus welchen es zu beurtheilen ist. Die Frage war also ganz natürlich: Ist unser Publicum zu schätzen aus sich selbst, oder aus der Vergleichung mit dem Griechischen, Römischen, Brittischen, oder irgend einem neuern? Unsere Parallelenmacher sagen, Ja; und ich sage, mit ihrer Erlaubniß, Nein! dieser falschen Art zu kritisiren, wo man sowohl das ganze Publicum, als Ein Werk der Kunst insbesondere immer nur aus der Vergleichung mit andern, nicht aus sich selbst, beurtheilt, entgegenzuarbeiten, war mein ganzer, fast mein einziger Zweck. Ist die Schönheit, sind ihre Gesetze an allen Orten, zu allen Zeiten, unter allen Umständen einerley; so hat der Parallelenerdenker Recht; ich habe Recht, wenn sie es nicht sind.

Man sieht also, daß ich nicht durch ein Ungefähr auf das Problem verschlagen wurde: Sind die Ideen der Schönheit wirklich durchaus einerley? Ihre Gesetze so allgemein, wie die Regeln der Logik und wie die Gesetze der Bewegung? Der gute Geschmack, ist er immer derselbe? Oder kann es vielleicht seyn, daß zwo Personen

über die Schönheit einer einzigen Sache verschiedentlich urtheilen und beyde Recht haben?

Zur Beantwortung dieser Frage ist die Entscheidung eines andern Problems unentbehrlich: Ist die Schönheit eine innere Eigenschaft der Dinge, die wir schön nennen, und kömmt sie den Gegenständen schon für sich betrachtet zu, wie die Vollkommenheit ohne Rücksicht auf ein empfindendes Wesen? Oder ist sie subjektivischer Natur, oder bloß eine Verhältniß, in welcher uns etwas gefällt? Ist die Schönheit bloß in den Gegenständen, so muß sie, wie die Wahrheit, unveränderlich seyn; sie ist veränderlich, wenn sie nichts als Relation ist. Ich denke, daß dieser Zusammenhang der Gedanken ganz natürlich, und nichts weniger, als unverdaut ist. So deutlich zeigte ich ihn vor einem Jahre noch nicht; aber wie konnte ich auch damals von Lesern, die ich sonst hochschätze, vermuthen, daß man ihnen die Gedanken herbuchstabiren müste? Nun sehe ich freylich, daß ich ganz von oben, von den ersten Elementen anfangen muß. Man docirt mir Dinge

vor,

vor, die ich längst wuste, die jeder frais emoulu du College weiß, ich begreife also wohl, daß ich auch ein übriges thue, und, um etwas Neues zu sagen, viel Altes voranschicken muß.

Schön nennen wir, was uns gefällt; nur als Nominalsatz, nicht als Begriff soll man das gelten lassen. Es ist ein Postulat der täglichen Erfahrung. „Das Buch ist „schön; die Aussicht ist schön — „ — was heist das anders, als: das Buch, die Aussicht gefällt uns?

Unsere Gedanken, Entschliessungen und Handlungen, die Handlungen anderer gefallen uns: es gefallen uns körperliche Gegenstände, die unsere sinnlichen Werkzeuge rühren. Es gibt also zwo Arten von Schönheiten, deren eine innerlich, und die andere äusserlich empfunden wird.

Die Schönheit für die innere Empfindung betrift entweder die blosse Einbildungskraft, oder sie gründet sich auf höhere Ideen von Ordnung, Grösse, Erhabenheit, Tugend, Edelmuth und Moralität. Jene nennte ich an einem andern Orte (zwey Johre zuvor, ehe mir der Kunstrich-

ter gewisse Distinctionen vordictirte) die imaginative, und diese die intellectuale Schönheit.

Zuerst von der körperlichen Schönheit, die ohnehin vorzugsweise Schönheit genennet wird.

Hier sind drey mögliche Fälle: Entweder die Schönheit ist bloß eine Empfindung des Subjekts, welches etwas schön findet, bloß subjektivischer Natur; oder sie ist bloß eine dem schön befundenen Gegenstande inhärirende Eigenschaft, blos objektivisch also; oder endlich sie ist eine Relation zwischen dem Gegenstande und dem empfindenden Wesen, vermöge welcher jener in dieses einen Eindruck macht, der uns gefällt, und weswegen wir die Sache schön nennen, obgleich nicht in dieser die Schönheit selbst, sondern nur ihre Veranlassung ist.

Das erste zu behaupten, muß man ein Scepticus seyn; und das andere anzunehmen — da ich gern urban reden will — ein Dogmaticus, das Wort nicht im guten Verstande genommen.

Wenn

Wenn es keine Gegenstände gäbe, die schön sind, wer würde da Schönheit denken? Aber wenn niemand empfände; wäre da wohl die Schönheit in den Sachen selbst, nemine cogitante, etwas von den andern Prädicaten der Sache verschiedenes? Sie wäre Ordnung, Harmonie, Symmetrie, Proportion; aber alle diese Begriffe entstehen aus dem Zusammennehmen mehrerer Empfindungen, und setzen folglich ein denkendes Wesen voraus. „Die Symmetrie und „Regelmäßigkeit besteht in der Zusammen„fassung und Vergleichung vieler einzelnen „unregelmäßigen Theile. Aber diese Ver„gleichung und Gegeneinanderhaltung, ist „sie wohl etwas anders, als die Wirkung „des Denkungsvermögens? und wird sie, „ausser dem denkenden Wesen irgendwo „in der Natur anzutreffen seyn? Ohne „Hinzuthun des denkenden Wesens ist das „regelmäßigste Gebäude ein blosser Sand„haufen, und die Stimme der Nachtigall „nicht harmonischer, als das Aechzen der „Nachteule *).„

Folg=

*) S. Hrn. Moses Phädon.

Folglich wäre wohl der dritte Fall anzunehmen: die Schönheit ist eine Verhältniß, und nichts als ein relativisches Prädicat, welches den Sachen nur zukömmt, in Rücksicht auf ein empfindendes Wesen.

Aber was für eine Verhältniß? Eine ideale, die blos wirklich ist, wiefern sie gedacht wird? oder eine reele, die auch ausserhalb den Gedanken etwas ist?

Ich denke beydes zugleich; reell ist die Verhältniß in Ansehung der Einwirkung des äusserlichen Objekts auf das sinnliche Werkzeug: sie ist bloß ideal, in Ansehung des reflectirten Sinns, welcher über die Schönheit urtheilt, und eben so ideal in Rücksicht auf die Einförmigkeit in dem Mannigfaltigen, unter welcher Idee man die Schönheit denkt. Die Lichtstralen würken allerdings nemine cogitante, in mein Auge; aber daß das durch ihren Zusammenfluß entstandene Bild schön wird, ist bloß etwas in meinen Gedanken.

Ueberhaupt sind die wenigsten sinnlichen Eigenschaften etwas in der Sache selbst. Einige darunter gehören freylich dem Subjekte zu, wenn es auch nicht gedacht wird,

da

da sie unmittelbare Bestimmungen desselben sind, wie fern es im Raume ist, zum Beispiel, Figur und Impenetrabilität. Andere hingegen sind nicht Grundbestimmungen der Sache für sich, sondern blosse Würkungen von den Eigenschaften des Subjekts auf unsere Empfindungen, wie die Süssigkeit, Bitterkeit, die Töne und ähnliche Beschaffenheiten. In diesem Falle liegt zwar in der Sache der Grund der Empfindung; aber die sinnliche Eigenschaft ist nicht sò wohl in ihr selbst, als in unserm Gefühle.

Dies nun alles zusammen genommen, so ist klar, daß die Schönheit keine dem Objekte anklebende Eigenschaft ist, die auch ausser unsern Ideen in ihm von andern Eigenschaften würklich verschieden wäre. Sie ist aber allerdings in dem Gegenstande gegründet und das Resultat von den partialen Wirkungen seiner Theile auf unsere Empfindung. Wirkung erfordert auf der einen Seite das Vermögen, auf eine bestimmte Art zu wirken, und auf der andern Seite die Receptivität, jene Einwirkung auf eine bestimmte Art anzunehmen:

aus

aus beyden zusammen gefaßten Erfordernissen quillt die Idee der Schönheit hervor. Daher kann diese als eine Bestimmung, oder Relation des empfindenden Wesens angesehen werden: und ist ausser diesem, wenn sie nicht empfunden wird, nichts.

Der Beobachter untersucht die Natur des Objekts, welches schön gefunden wird, und lehrt uns in vielen Fällen diejenigen Beschaffenheiten kennen, aus welchen, so bald sie in der Empfindung zusammen fliessen, die Schönheit entstehet. Diese Eigenschaften selbst Schönheit zu nennen, das heist die Ursache mit der Würkung verwechseln und jener den Namen geben, welcher eigentlich für diese gehört.

In den Schönheiten fürs Auge, als da sind Ordnung, Symmetrie, Ebenmaas, finde ich gewisse Verhältnisse unter den einzelnen Theilen; aber eben diese Verhältnisse sind nichts, wenn sie nicht gedacht werden. Proportion setzt Aehnlichkeit und Gleichheit voraus; und Aehnlichkeit und Gleichheit sind bloß ideale Relationen. Erst durch die in unserm Sinne zusammenlaufenden Wirkungen der Theile entsteht das

Wohl-

Wohlgefallen und mit dem Wohlgefallen die Idee von der Schönheit, die wir nun auf das Objekt überzutragen uns berechtigt glauben, ob sie gleich nur ein Abstraktum unserer Empfindung ist. Die Schönheiten für das Ohr, für den Geschmack und die übrigen Sinne sind von gleicher Natur; ihr eigentlicher Sitz ist da, wo das Wohlgefallen ist, in der Empfindung, und die Gegenstände nennen wir nur schön, angenehm, ergötzend, wiefern sie das Wohlgefallen hervorbringen, und wiefern wir oft in den Benennungen der Dinge Ursachen und Wirkungen mit einander vertauschen.

Zur Schönheit gehört folglich dreyerley ein Objekt mit sinnlichen Beschaffenheiten; die Einwirkung dieses Objekts in den Sinn; und eine solche Receptivität des empfindenden Wesens, unter welcher ihm die Empfindung gefällt. Da ich noch nicht voraussetzen kann, daß diese Receptivität überall dieselbe sey, daß das Objekt überall einerley Wirkungen hervorbringen und folglich, was mir gefällt, allen gefallen müsse; so habe ich auch bis jetzt noch kein Recht,

das

das überhaupt und im absoluten Verstande schön zu nennen, was mir schön ist. Oder, die Idee der Schönheit ist wie die Begriffe vom Guten und Bösen, bey deren Bestimmung immer das Subjekt in Anschlag kommen muß, welchem etwas gut oder böse seyn soll. Einerlei Ursachen bringen einerlei Wirkungen nur unter einerlei Umständen hervor; es wäre also zu untersuchen, ob die wesentliche Receptivität zur Empfindung der Schönheit bei allen Menschen einerlei, oder nach der Verschiedenheit der Umstände selbst verschieden ist.

Was von der körperlichen Schönheit gesagt ist, kann vollkommen auf die imaginative Schönheit angewendet werden, die auf einer angenehmen Rührung des innerlichen Sinns beruht, es sey durch Bilder der Phantasie, oder durch die Bewegung des Herzens und der wollenden Kraft. Auch hier ist die Schönheit nicht in dem Bilde der Phantasie, nicht in der Bewegung des Willens; sondern in dem reflectirten Sinne, der Bild und Bewegung schön findet, weil beydes ihn ergötzt. Nach der verschiedenen Stimmung dieses Sinns kann Eine und

dieselbe Empfindung bald angenehm, bald verdrüßlich seyn, wie ein scherzhafter Einfall zur ruhigen Stunde uns vergnügt, den wir in einer ernsthaftern Lag, bei wichtigen Beschäftigungen, oder in der Bewegung des Zorns nicht vertragen können. Eine Handlung deren wir uns bewust sind, und die Entstehung des angenehmen Gefühls aus diesem Bewustseyn machen hier das Wesen der Schönheit aus.

Bei der intellektualen Schönheit hat es das Ansehen, als wenn diese Vorstellungsart nicht statt fände. Die höhern Ideen von Ordnung, Moralität, Erhabenheit gründen sich mehr auf Vernunftschlüsse, denen unser Gefühl nur zu Hülfe kommt; die Schönheit einer tugendhaften Gesinnung scheint also in ihr selbst zu liegen, nicht bloß in dem angenehmen Eindrucke, welchen sie hervorbringt, und folglich könnte man behaupten, daß eine erhabene That schön wäre für sich, auch wenn sie nicht gedacht, nicht empfunden wird. Allein bei einer genaueren Untersuchung findet sich hier eben das, was wir bei den übrigen Arten der Schönheit entdeckt haben. Tu-

gend ist uns zu unserer Glückseligkeit nothwendig; eine tugendhafte Handlung hat also ihre Vollkommenheit in sich. Aber das ist nicht nothwendig, daß sie auch schön befunden wird; die Schönheit derselben ist erst eine Folge unseres Gefühls, welches von der Natur so eingerichtet worden, daß es in solchen Fällen mit den moralischen Ideen harmoniret, um uns desto mehr anzusporen, das Gute zu thun, weil es auch schön ist. Begehrenswerth ist eine jede erhabene Handlung für sich, aber das Begehrenswerthe ist darum nicht immer schön. Der eigentliche Sitz dieser intellektualen Schönheit ist widerum nicht in der Handlung, die in sich weiter nichts als gut, als erhaben ist, sondern in der Empfindung, die wesentlich so beschaffen ist, daß sie durch Erhabenheit und Würde unterhalten und ergötzt wird.

Folgende Sätze wären also von allen Arten der Schönheit ausser Zweifel gesetzt:

Die Schönheit ist keine innere Eigenschaft der Dinge, die wir schön nennen.

Die Schönheit kömmt nicht den Gegenständen für sich betrachtet zu, wie die Voll-

kom-

kommenheit, ohne Rücksicht auf ein empfindendes Wesen.

Die Schönheit ist mehr subjektivischer Natur und bloß eine Verhältniß, in welcher uns etwas gefällt.

Ich glaube nicht, daß ich Gedanken verdrehe, oder viel Lärm um nichts mache, wenn ich mir auf diese Art die Idee der Schönheit als subjektivisch vorstelle. Es wäre mir leicht zu beweisen, daß meine Gedanken sehr oft durch den hamburgischen Recensenten verdreht worden; allein der Leser mag mein aufgeschlagenes Buch neben die Recension legen, und selbst urtheilen. Den Unterschied zwischen allgemeinen und besondern Schönheiten, auf welchen der Verfolg meines Systems gegründet ist, werde ich bei einer andern Gelegenheit ausführlicher erklären.

Ueber die Laune.

Humour, Witz und Spötterey, sagt Gerard, a sind geschickte Nachahmungen ungereimter und widersinniger Originale, welche uns nicht allein deswegen gefallen, weil sie diese Originale oft weit vollkommener ins Licht setzen, als wir sie selbst würden haben beobachten können; sondern auch, weil sie noch die Annehmlichkeit, welche aus der Nachahmung entsteht, hinzufügen. Alle drey aber sind sehr weit von einander unterschieden und es sollte ein lesenswürdiges Werk seyn, wenn es jemand unternähme, die besondere Natur dieser Dinge auszumachen und ihren wahren Unterschied von einander

a vom Geschmacke Th. 1. Cap. 6.

ander festzusetzen, welches jedoch, weil der Vorwurf überaus neu ist, nicht ohne Weitläuftigkeit würde geschehen können.

Die Worte Humour und Laune sind neu; aber die Sache ist alt. Das attische Salz der Griechen und die Urbanität der Römer waren nichts anders, als ein feiner Humour, womit sie ihre freundschaftlichen Zusammenkünfte würzten. *b* Nach der Abbildung, welche Longing von dem Hyperedes macht, *c* finde ich an diesem beynahe alle Bestandtheile eines launischen Autors. Unterdessen muß man gestehen, daß die Engelländer, bei welchen der Humour eigentlich zu Hauße ist, diejenigen sind, welche zuerst alle Würkungen desselben zusammengefaßt und mit einem eigenen Namen beleget haben.

Eine Untersuchung über die Laune anzustellen, ist jetzt kein schweres Unterneh-

b *Vrbanitate* significari vides sermonem Prae se ferentem in verbis et sono et vsu proprium quemdam gustum vrbis et sumtam ex conversatione doctorum tacitam eruditionem; denique cui contraria sit rusticitas. Quintilianus in Instit. VI. Cap. III. p. 425. Ed. Roll.

c Περὶ ὕψους, τμ. λδ'

men mehr, nachdem wir launische Schriften genug haben, aus welchen wir nur das allgemeine herausnehmen dürfen. In der neuen Bibliothek der schönnen Künste und Wissenschaften stehet eine Abhandlung über die Laune, d worin ich das nicht fand, was ich suchte. Ich will also selbst ausgehen und sehen, wo ich es antreffe.

Humour soll von Witze überhaupt, vom komischen Witze, den Sommervile Sneer nennt, insbesondere und endlich selbst von der Ironie und Spötterey unterschieden seyn. Wo soll dieser Unterschied liegen? Congreve sagt: „Humour besteht in einer besondern und unvermeidlichen Art zu thun, oder zu reden, die einem Menschen allein natürlich ist und seine Reden und Handlungen anderer unterscheidet. Home ist damit nicht zufrieden und glaubt, es müsse die Laune etwas unanständiges fassen, was den Humoristen in unserer Achtung verringert.„ Wenn, sagte er, e diese Beschreibung richtig ist, so sind auch herrschende majestätische

d Im ersten Stücke des drittens Bandes.
e Th, 11. S. 44.

sche Gebärden Humor, denn ein Mensch unterscheidet sich dadurch sehr von andern; oder auch der natürliche Flus von Beredsamkeit und die Richtigkeit des Ausdrucks, die seltene Talente sind. Nichts, was richtig, oder anständig ist; wird Humour genennt; noch irgend etwas Sonderbares im Charakter, in Worten, oder Handlungen, was man hochschäzt, oder verehret. Wenn wir auf den Charakter eines Humoristen Achtung geben, so finden wir, daß das Sonderbare dieses Charakters den Mann in unserer Achtung verringert; wir finden, daß dieser Charakter aus Umständen entspringt, die zugleich lächerliich und unanständig und deswegen in gewisser Maaße belachenswerth sind.„

Ich glaube, der eine hat so wenig durchgehends Recht, als der andere.

Es ist gewiß, daß jeder Mensch eine ihm eigene, natürliche und unvermeidliche Art zu reden und zu handeln hat, die ihn von allen andern unterscheidet und dennoch ist nicht jeder Mensch ein Humorist. Das gilt wider Congreve.

Eben so gewiß scheint es mir, daß nicht alle Humoristen durch ihre Laune verächtlich werden. Lafontaine und Schwift waren die grösten Humoristen im Charakter und wenn ich das gleich weiß, so wird doch dadurch meine Achtung gegen sie nicht vermindert. Das gilt wider Home.

Ich will unterdessen auf die Beobachtungen dieser Männer bauen und daraus diejenigen Bestandtheile der Humours herleiten, von welchen ich glaube, daß sie zusammengenommen den Begriff desselben ausmachen.

Zum Humour also gehört ein Charakter, der sehr eigenthümlich ist und sich von den gewöhnlichen Charaktern auf eine sehr abstechende Art unterscheidet. Einer Gesinnung, die alle, oder viele Menschen unter sich gemein haben, fehlt das Ansehen der Besonderheit, welches man zur Laune erfordert. Der Charakter des Humoristen weicht daher von der gemeinen Einrichtung seiner Gatung ab, und zwar so, daß er insgemein etwas bizarres und unschickliches enthält, welches aber deswegen nicht allemal lächerlich, oder belachenswerth ist. Es

kann

kann die Unschicklichkeit wichtig seyn, sie kann uns intreßiren und dann erzeuget sie weder die Bewegung des Lächerlichen, noch auch immer verächtliche Gesinnungen. Ein wichtiges Ingrediens in dem Charakter eines Humoristen ist ferner ein gewisser Eigensinn, der sich durch Worte und Werke ohne Zurückhaltung an den Tag leget. Ein Humorist betrachtet die Gegenstände immer von besondern Seiten und äussert bei aller Gelegenheit solche Einfälle und Neigungen, die seiner besondern Denkungsart gemäß sind. Er spielet also entweder, wie Tristrams Onkel, noch in seinem Alter den Soldaten, oder philosophirt mit dem alten Hn. Shandy so lange über die Erziehung seines Sohnes, bis dieser beinahe so alt wird, daß er keine mehr bedarf. *f*. Ich habe noch den Mangel der Zurückhaltung zu einem launischen Charakter erfordert. Wir können annehmen, daß jeder Mensch so viele eigene, auch unschickliche Phantasien, Meinungen und Einfälle hat, daß

f S. Life and opinions of Tristram Shandy von Hn. Lorenz Sterne.

jeder für einen Humoristen könnte gehalten werden, wenn wir alle seine Gedanken wüßten. Allein die meisten verstellen sich, sie lassen das Eigene in ihren Gesinnungen nicht blicken und sind, wie andere Leute auch sind, oder unterscheiden sich doch von ihnen nicht merklich. Ein wahrer Humorist hingegen läßt sich bei jeder Gelegenheit in seiner wahren Gestalt sehen; seine Laune ist ihm entweder so lieb, daß er sie nicht verbergen will, oder hat so viel Gewalt über ihn, daß er nicht kann.

Summiret alle diese Beobachtungen und setzet sie in einen Begrif zusammen, so entsteht ein Resultat, welches beinahe Definition seyn möchte: Die Unschicklichkeit der Gesinnungen eines eigenthümlichen, abstechenden und eigensinnigen Charakters, wiefern sie ohne Zurückhaltung durch Minen, Worte, oder Werke an den Tag gelegt werden, ist Humor. Aeussert sich dieser bei wichtigen und solchen Dingen, die uns durch große Folgen intereßiren, so ist es ernsthafte Laune; in unbeträchtlichen und unschädlichen Objekten wird die Laune lächerlich, oder komisch und gibt den Personen,

nen, welchen sie zukommt eine drollige Gestalt. Die ernsthafte Laune herschet vornehmlich in den tragischen Gesinnungen, die im Shakspear so häufig vorkommen und von welchen unten soll gehandelt werden. Die komische Laune wird insgemein verstanden, wenn man das Wort ohne Zusatz brauchet und diese Bedeutung werden wir auch künftig beybehalten.

Wir eignen einem Volke einen National Humour zu, wenn es sich durch seinen Charakter und besondere Bizarrerien von andern Völkern sehr merklich unterscheidet. Vielleicht kann auch ein Theil von dem, was man Genius Seculi nennet, durch Humour des Jahrhunderts übersetzet werden. Es gibt ferner eine Geschlechts Laune, wenn Personen, die zu einer Sipschaft gehören, sich ausser den Namen noch durch besondere Züge in den Meinungen, Reden und Handlungen kenntbar machen. Auf diese Art kann jeder Stadt, jedem Dorfe, jedem Alter und jedem Stande eine besondere Laune zugeschrieben werden. Hier ist hauptsächlich nur von der persönlichen Laune die Rede, wodurch sich ein Mensch von

allen

allen Subjekten seiner Gattung auszeichnet, es sey auf eine vortheilhafte, oder lächerliche Art, wenn sich nur einige Unschicklichkeit in der Mischung befindet.

Die Laune in Schriften muß von der Laune im Charakter wohl unterschieden werden. Eine gutgewählte Nachahmung eines unschicklichen, eigensinnigen und meistentheils übertriebenen Charakters ist Laune in Schriften. Hier sieht man nicht mehr darauf, ob der Autor in seinem Charakter ein Humorist ist, wir sind zufrieden, wenn er nur eine Person gut spielet. Liscow nimmt die Person eines elenden Scribenten, nebst einer Denkungsart an, die uns bizarr vorkömmt und setzt diesen Charakter glücklich durch; wir sagen: er habe launisch geschrieben, ohne uns weiter um seinen Charakter, als Mensch, zu bekümmern. Addisen und Arbuthnot, die mit so vieler Laune geschrieben haben, waren in ihren Charakter nichts weniger, als Humoristen. Der Schriftsteller wähle sich einen eigenen und einigermaßen unschicklichen Ton und fahre in diesem fort, er setze sich in eine beson-

sondere Verfassung und sage alles, auch das ungereimte, g was er in diesem Charakter denket; so wird er mit Vorsatz launisch, da er es hingegen ohne Vorsatz werden kann, wenn ihn schon sein natürlicher Charakter dazu bestimmt. Humour in Schriften ist also nur eine Gattung des Witzes und der Ironie und darf nicht mit diesen Dingen verwechselt werden.

Die Laune kann auch von dem bildenden Künstler genutzet werden, wiefern sie sich in Minen und Gestalten sichtbar macht. Hudibras, Ralph, Sidrophel und die Glieder der Cabale sind von einem Hogarth mit eben der Laune gebildet worden, mit welcher sie Buttler besungen. Weil dieser Geschmack das unterscheidungs-

Stück

g Namque eadem, quae, si imprudentibus excidant, stulta sunt, si simulamus, venusta creduntur. Quintil. Instit. Libr. VI. Cap. III. p. 427. Ed. Roll.

Stück der Hogarthischen Arbeiten war, so hat dieser berühmte Künstler die Ehre, daß man die mahlerische Laune nur selten ohne seinem Namen nennet.

Die Arten des Humours werden bequemer im folgenden Capitel vom Lächerlichen und Belachenswerthen erkläret

Ueber

Von Lächerlichen und Belachens werthen.

Das Lachen ist zuweilen ein Ausdruck der Freude über die Erlangung eines gewünschten Objekts und überstiegene Schwürigkeiten; wir lächeln, wenn wir einen Freund unvermuthet antreffen und lachen, wenn wir im Spiel wider unsere Hofnung gewonnen haben. Von dieser Bewegung ist hier die Rede nicht; sondern von derjenigen kützelnden Empfindung welche aus dem Anschauen lächerlicher Gegenstände entspringet. Diese Empfindung ist allemahl angenehm, wenn sie unsere Seele leer von widrigen Bewegungen findet. a Ein Gemüth, was von Zorn, Rachgier, Wuth, Neid und Haß erfült ist, kann nicht aufgelegt seyn, das Gefühl anzunehmen, was

äus=

a Longin sagt schon: ὁ γελως παθος ἐν ἡδονῃ. τμ. λη.

äusserlich ein Lachen würket. Oder, wie Home sagt, b die Bewegung, die ein lächerlicher Gegenstand erreget, ist von so besonderer Beschaffenheit, daß sie kaum Platz findet, so lange die Seele irgend mit einer Leidenschaft, oder Bewegung beschäftiget ist. Eine ruhige Seele ist dann, wenn sie von wichtigen Geschäften befreit ist, fähig, das Lächerliche zu schmecken; sie wird durch dasselbe unterhalten, aufgemuntert und zu neuen Thätigkeiten tüchtig gemacht.

Ich muß, ehe ich weiter gehe, eine Stelle herschreiben, die ich bei einem der grösten Lacher gelesen habe und die zu weiterem Nachdenken Anlaß geben kan. Das Lachen, sagt Liscow, c welches die Satire erreget, gehet den meisten eben so wenig von Herzen, als dasjenige, welches durch eine leibliche Kützelung verursacht wird. Die Empfindung, welche in unserem Körper entstehet, wenn er gekützelt wird, ist von einer sehr zweydeutigen Natur und wie angenehm sie auch scheinet, doch mit einer Art des Schmerzens untermischt. Mit der geistlichen.

b Th. 1. S. 414.
c in den satirischen Schriften S. 150.

lichen Kützelung hat es eben die Bewandniß und das Vergnügen, was eine Satire ihren Lesern giebt, ist fast allemal mit einem heimlichen Verdruße vergesellschaftet. Ich halte diese Bemerkung nicht für einen blossen Einfall; sie ist eine Vorspukung von dem Unterschiede unter dem Lächerlichen und Belachenswerthen, welchen ich bald aus dem Quintilian und Home erklären werde.

Wenn ich die Ideen der berühmtesten Beobachter vom Lächerlichen mit einander vergleiche und dasjenige abziehe, worinnen sie sich unterscheiden; so wird das, was übrig bleibt, ohnstreitig der wahre Begriff seyn, den ich suche.

Das Lächerliche, sagt Aristoteles, *d* ist ein Fehler, oder Uebelstand, der aber mit keinem Schmerze und noch weniger mit dem Untergange der Person verknüpft ist, die ihn an sich hat; so wie ein Gesicht, das ohne Schmerzen der Person häßlich, oder ungestalt ist, uns lächerlich dünket. Ich finde in dieser Erklärung das Dunkle und

d im fünften Cap. der Poetik. Die Abhandlung des Madius habe ich nicht gesehen.

und Unvollständige nicht, was Home *e* in derselben gefunden hat.

Oder, wie Batteux und Ramler die Stelle des Philosophen auslegen: *f* Lächerlich ist ein jeder Fehler, der eine gewisse Unförmlichkeit hervorbringt, ohne schmerzhafte Bewegung, und keinem Menschen zum Untergange gereicht, selbst demjenigen nicht, bey welchem sich der Fehler findet: denn wenn er den Untergang drohete, so könnte er keinen Menschen zu lachen machen, der irgend ein gutgeartetes Herz hat.

Cicero findet den Sitz des Lächerlichen in dem Häßlichen und Unanständigen. *g*

Qvintilian unterscheidet das Lachen von dem Auslachen; jenes verursacht bloß eine lustige und fröliche Bewegung; dieses aber eine kützelnde Empfindung, mit Verachtung verbunden. Jenes gilt vom Lächerlichen; dieses vom Belachenswerthen. *h*

Home

e Th. II. S. 44.

f Einleitung in die schönen Wissenschaften. B. II. S. 259.

g de oratore 2.

h Neque enim acute tantum ac venuste, sed stulte, iracunde, timide dicta aut facta ridentur. Ideoque anceps ejus rei ratio est,

Home erfodert zum Lachen einen unbeträchtlichen, kleinen, oder läppischen Gegenstand, der von der allgemeinen Einrichtung seiner Gattung abweichet, einen Umstand, der wider die Regel ist, einen merklichen Mangel, oder etwas merklich übertriebenes; zum Beispiel ein sehr langes Gesicht, oder ein sehr kurzes. Nichts, sagt er, ist lächerlich, was richtig, angemessen, wohlanständig, schön, proportionirt, oder gros ist. *i*

Gerard: *k* der Gegenstand des Lachens ist Ungereimtheit, oder ungewöhnliche Mischung von Verhältnis und Widerwärtigkeit in den Dingen. Oder, noch deutlicher; dieses Gefühl wird durch einen Widerspruch und eine Disharmonie von Umständen in einem und demselben Gegenstande; oder in solchen Gegenständen, welche

L 2 in

quod a *derisu* non procul abest *risus*. Habet enim, vt Cicero dicit, sedem in deformitate aliqua et turpitudine. Quæ quum in aliis demonstrantur, vrbanitas; quum in ipsum dicentem recidunt, stultitia vocantur. Inst. L. V. Cap. III. p. 482. Ed Rollin.

i Grundsätze der Critik Th. 1. S. 413.

k Versuch vom Geschmacke Th. 1. Cap. 6.

in ihren HauptEigenschaften ein nahes Verhältniß haben; oder durch eine unerwartete Aehnlichkeit, oder Verwandschaft unter solchen Dingen, die einander überall entgegengesetzt und unähnlich sind, rege emacht und gekützelt.

Kürzer und eben so deutlich Dusch: *l* Das komische (oder lächerliche) bestehet darinnen, wenn Dinge zusammen vereiniget werden, die keine Proportion gegen einander haben.

Batteux und Schlegel: *m* Das Lächerliche besteht in Fehlern, welche Scham erwecken, ohne Schmerz zu verursachen. Es besteht, die Sache kurz zu fassen, darinnen, daß es Dinge zusammenpaart, die nicht bestimmt sind, sich beyeinander zu finden. Und das Lächerliche in den Sitten ist eine Misgestalt, welche dem Wohlstande, der eingeführten Gewohnheit, oder selbst der Moral der gesitteten Welt anstößig ist.

Das

l in den kritischen Schriften S. 112.
m Einschränkung der schönen Künste auf einen Grundsatz S. 178.

Das Lachen, sagt Moses, [*] gründet sich auf einen Contrast zwischen einer Vollkommenheit und Unvollkommenheit; nur, daß dieser Contrast von keiner Wichtigkeit seyn und uns nicht sehr intereßiren muß, wenn er lächerlich seyn soll. Man nennet einen solchen Contrast eine Ungereimtheit und sagt daher, ein jedes Lächerliche setze eine Ungereimtheit zum voraus. Ein jeder Mangel der Uebereinstimmung zwischen Mittel und Absicht, Ursache und Wirkung, zwischen dem Carakter eines Menschen und seinem Betragen, zwischen den Gedanken und der Art, wie sie ausgedrückt worden; überhaupt ein jeder Gegensatz des Großen, Ehrwürdigen, Prächtigen und Vielbedeutenden, neben dem Geringschätzigen, Verächtlichen und Kleinen, dessen Folgen uns in keine Verlegenheit setzen, wird lächerlich.

Wir wollen jetzt diese Begriffe summiren und das Capital berechnen, was sie uns gewähren, nach Abzug alles dessen, was etwa nicht allzu liqvid seyn möchte.

[*] Philos. Schriften Th. II. S. 22. f.

Kein Gegenstand ist lächerlich, der uns mit großen und erhabenen Ideen füllet. Wenn wir sogar etwas lange genug für klein gehalten und belacht haben und es sich fügt, daß wir hernach die Wichtigkeit desselben durch vortheilhafte, oder schädliche Folgen erkennen; so wird die Scene verändert und wir hören auf, zu lachen. Nur ein leichtsinniges Gemüth hält Dinge für Kleinigkeiten, die wichtig sind und wird also oft zum Lachen bewegt, wo ein gesetzter Mann ernsthaft seyn und ein zährtliches Auge weinen würde.

Die Seele wird müde, wenn sie sich lange genug mit beträchtlichen Gegenständen unterhalten hat; sie will also ausruhen, aber ausruhen, ohne unthätig zu werden. Unser Trieb immer beschäftigt zu seyn verursacht in unserer Seele eine fugam vacui und leidet, so lange wir wachen, keine völlige Abwesenheit angenehmer, unangenehmer, oder zweydeutiger Empfindungen. Die lächerlichen Objekte sind also von der Natur dazu bestimmt, das Leere auszufüllen und uns zu unterhalten, wenn wir nichts wichtiges zu denken haben; eben deswegen muß

auch

auch ein lächerlicher Gegenstand nothwendig, als klein und unbeträchtlich vorgestellt werden, doch ohne pöbelhaft zu seyn. Ein Verbrechen, was nach den Gesetzen mit einer peinlichen Strafe gerächt wird, kan seine lächerlichen Seiten und Verhältniße haben; an sich ist es nicht lächerlich.

Ein lächerlicher Gegenstand darf also keine starke und ernsthafte Leidenschaft erregen; seine Wirkung schleicht sich nur in eine ruhige Seele, die sie offen findet und erschüttert solche durch eine angenehme Kützelung. Sobald uns ein Gegenstand intereßiret, uns mit Haß, oder Liebe erfüllet: so hört er auf, lächerlich zu seyn.

Ein lächerliches Objekt muß ferner etwas Unschickliches, eine Ausnahme von der Regel fassen und von der gemeinen Einrichtung seiner Gattung merklich abweichen. Niemand würde den bunten Aufzug eines Polichinello, oder Don Fastidio du Fastidii o belachen, wenn eine solche Tracht überall gewöhnlich wäre. Und eben daher folget

o S. die Nouveaux Memoires et observations sur l'Italie et les Italiens, unter dem Titel Naples.

get, daß das Lächerliche einigermaßen ungewöhnlich seyn und für uns wenigstens das Ansehen der Neuheit haben muß. Einen witzigen Einfall belachen wir einmal und noch einmal; so bald er anfängt, alt zu werden, lachen wir nicht mehr. Selbst das Regelmäßige kan lächerlich werden, wiefern es ungewöhnlich ist und eben dadurch ungereimt scheinet. Denn alles das nennen wir ungereimt, was von der ordentlichen Beschaffenheit seiner Art abweichet, ohne durch seine Abweichung für uns wichtig und interessant zu werden. In einem Lande, wo die Menschen auf den Köpfen giengen, würde man über einen Fremdling lachen, der sich seiner Füsse bediente, wie wir. Daher kömmt es, daß wir an uns selbst, wo sich ohnehin die Eigenliebe mit ins Spiel mischet, an unsern Freunden und überhaupt an denen, die wir täglich sehen, das Lächerliche oft nicht finden, was andere an ihnen gewahr werden. Daher kommt es ferner, daß wir mehr durch das Lächerliche in Handlungen gereizt und länger unterhalten werden, als durch dasjenige, was wir an Körpern wahrnehmen. Körper bestehen

stehen vor sich und sind, so oft wir sie sehen, einmal wie zum andernmal. Eine Handlung aber ist transitorisch und hat, so oft sie wiederhohlt wird, wenigstens den Schein der Neuheit. Sie kan durch unendliche Verhältnisse abgeändert werden und jede Abänderung giebt neuen Stoff zum Lachen. Ueberhaupt ist die Bewegung des Lachens etwas transitorisches und kan nicht allzulange anhalten. Herr Leßing hat hieraus eine vortrefliche Anmerkung für die Kunst gezogen. Alle Erscheinungen, sagt er, *p* zu deren Wesen wir es nach unsern Begriffen rechnen, daß sie plötzlich verschwinden, daß sie das, was sie sind, nur einen Augenblick seyn können; alle solche Erscheinungen, sie mögen angenehm, oder schrecklich seyn, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehen, daß mit jeder wiederholten Erblickung der Eindruck schwächer wird, und uns endlich vor dem ganzen Gegenstande ekelt, oder grauet. La Mettrie, der sich als einen zweeten Demokrit mahlen und

p Laokoon S. 25.

stechen lassen, lacht nur die erstenmale, die man ihn sieht. Betrachtet ihn öfter und er wird aus einem Philosophen ein Geck; aus seinem Lachen wird ein Grinsen.

Noch eine Betrachtung aus dem Laokoon, weil ich ihn eben aufgeschlagen habe. Herr Leßing glaubt, q das Eckelhafte könne mit dem Lächerlichen vermischt und dieses durch jenes vermehret werden. Er führet das Wiesel, welches den Socrates in seinen astronomischen Beschauungen unterbrach, r und die Hottentottische Erzählung, Tqvassouw und Knoumqvaiha s zum Beyspiel an, und behauptet, daß Vorstellungen der Würde, des Anstandes, mit dem Eckelhaften in Contrast gesetzet lächerlich werden. Ich behaupte es auch; nur muß das Eckelhafte weder allzusinnlich, noch durch sich selbst sinnlich seyn und nicht stärker würken, als das Lächerliche; wir möchten sonst, an statt zu lachen, nach Spiritus rufen. Auch verbietet uns die Delicateße unserer Landesleute manche Vorstellungen, deren

q S. 249.
r S. die Wolken des Aristophanes v. 170. f.f.
s aus dem Connoisseur Vol. I. no. 21.

deren sich ein Engelländer nicht schämen darf. Darf wohl ein Deutscher so schreiben, wie Buttler vom Hudibras? „Sein
„ Rücken, oder besser seine Bürde, schien
„ unter ihrer eigenen Last sich zu beugen.
„ Denn wie Aeneas seinen Vater auf den
„ Schultern durch das Feuer trug, also
„ trug unser Ritter nicht weniger ein Pack
„ von seinem eigenem Hintern auf dem
„ Rücken, welches, aus Mangel eines
„ Schwanzriemens, ihm anfieng beynahe
„ über den Kopf hervor zu stechen. Aber
„ zum Gegengewichte trug er von vorn einen
„ Wanst von gleicher Ausdehnung, für
„ welchen er eine besondere Liebe hegete
„ und sorgfältig zusah, daß derselbe mit
„ nahrhaften Speisen, wie man sie auf
„ dem Lande haben kan; als mit Eyerku-
„ chen, Buttermilch, Sahne und andern
„ Victualien, wovon wir das mehrere
„ beyzubringen gedenken, wenn wir von
„ seinen Hosen, der Speisekammer, wo
„ er sie aufhob, handeln werden, stets
„ vollgestopft seyn möchte. t „

Hier

t Im ersten Gesange, S. 21. nach der schönen Uebersetzung des Herrn Waser.

Hier sind also die Materialien zu der Beschreibung, die wir gesucht haben. Das Lachen, wiefern es der Seele zukömmt, ist eine angenehme Bewegung, die in einem sonst ruhigen Gemüthe aus der Empfindung eines lächerlichen Objekts entstehet und mit keinen starken Begierden verbunden ist; und ein lächerliches Objekt ist ein solches, was uns die Vorstellung einer unbeträchtlichen, unintereßanten und nicht allzugewöhnlichen Ungereimtheit darbietet.

Die Gegenstände, welche lächerlich werden können, sind Sachen, Personen, Eigenschaften, Handlungen, Gedanken und Ausdrücke. Succeßive Produkte schildern das Lächerliche in Handlungen, oder in Körpern andeutungsweise durch Handlungen. Für sich bestehende Werke bilden das Lächerliche in Körpern, oder in Handlungen andeutungsweise durch Körper.

Lächerliche Gegenstände sind entweder blos lächerlich, wenn sie nur eine angenehme Kützelung würken, oder belachenswerth, wenn sie ein Hohngelächter, mit Verachtung gemischt, verursachen. Das

Lächer-

Lächerliche entspringt aus einer simpeln Ungereimtheit, die weiter nichts unanständiges bey sich führet; das Belachenswerthe aber aus dem Unschicklichen in dem moralischen Charakter und aus unwürdigen Handlungen, die nicht wichtig genug sind, um Abscheu zu erregen. Ein lächerlicher Gegenstand, sagt Home, * ist blos lustig; ein belachenswerther ist zugleich lustig und verächtlich. Der erste wirkt eine Bewegung zum Lachen, die ganz ergötzend ist; die Bewegung, die der andere erregt, wird durch die Bewegung der Verachtung bestimmet und die vermischte Empfindung, die daher entspringt, ist theils ergötzend, theils verdrüßlich. Ich räche mich wegen des Verdrußes, den mir ein belachenswerther Gegenstand verursacht, durch ein höhnisches Lachen. Ein lächerliches Objekt hingegen verursacht mir keinen Verdruß; es ist völlig ergötzend, durch eine gewisse Kützelung, die man äusserlich durch ein frohes Lachen ausdrückt.

In

* Th. I. S. 415.

In den Künsten hat man zween Wege, um das Lächerliche hervorzubringen. Entweder der Artist nimmt selbst eine lachende Mine an, er lacht zuerst und wir andern folgen ihm nach; oder er thut ganz ernsthaft aus, bearbeitet aber seine Gegenstände so, daß sie nothwendig lächerlich werden müssen, und läßt uns also das Vergnügen zuerst zu lachen. Das letzte ist Ironie, welche uns desto angenehmer unterhält, je weniger sie der Künstler im Sinne gehabt zu haben scheinet, und die Bewegung des Lachens desto sicherer hervorbringt, da sie uns einen zwiefachen Contrast anbietet, den einen in der Ungereimtheit der Sache selbst und den andern in der ernsthaften Mine des Meisters.

Um diese Theorie für den Lehrling brauchbarer zu machen, setze ich einige Beobachtungen her, durch welche die verschiedenen Kunstgriffe bestimmt werden, deren sich der Artist bedienet, um das Lächerliche auszubilden und die zugleich als Arten des Humours und der Ironie gelten können. Dergleichen sind:

Scherzhafte Bilder, lustige Züge, auf eine widersinnige Art gemischt und eben so drolligt colorirt.

„ Es gibt eine gewisse, hochgewach„sene, langbeinigte und zur Verwunderung „schnelle Dame, Fama genannt. Diesel„be lebt, gleich dem magern Chamäleon „von Luft und speiset ihre eigene Worte. „Sie trägt an den Schultern ein paar „Flügel, wie hangende Ermel, die durch „und durch mit Ohren und Augen und „Zungen gefüttert sind. Vermittelst der„selben durchfliegt sie den ganzen Luftkreis „und bringt oft Lügen mit. Sie ist, wie „morgenländische Tauben, mit Briefen „und Mercuren aus den entferntesten Län„dern behangen, auch mit Calendern und „Zeitungen, die zur Regel dienen, wie „man lügen soll. Um den Hals trägt sie „ein Felleisen, mit Nachrichten von al„lerley Gattung, stinkenden und frischen, „befrachtet; Nachrichten von Leuten, die „herumgewandelt, nachdem sie schon ge„storben waren; von Kühen, die erschreck„liche Misgeburten geworfen; von Hagel„steinen, so gros wie Hüner-Eyer; von

Hunden

„ Hunden mit zweymal zwey Beinen; von
„ einem Cometen gegen Westen, den we-
„ nigstens sechs, oder sieben Personen ge-
„ sehen u. s. w. Sie stößt in zwo Trom-
„ peten, aber von ganz ungleichem Schal-
„ le, auf einmal: Ob aber in beyde mit
„ gleichem Winde, oder in die eine mit
„ Winde von vorne, und in die andere von
„ hinten, das weis ich nicht und kann nur
„ soviel sagen, daß die eine sehr häßlich,
„ die andere hingegen lieblich klinget. Da-
„ her auch gemeine Scribenten die eine die
„ gute und die andere die schlimme Fama
„ nennen. „

Hudibras. v

Ungereimte Ursachen, die mit der Handlung auf eine lustige Art contrastiren.

Vingt fois le jour le bon Grégoire
A soin de fermer son armoire.
De quoi penses vous qu'il a peur?
Belle demande! qu'un voleur
Trouvant une facile proie,
Ne lui ravisse tout son bien?

Non

v im vierten Gesange S. 173.

Non: Gregoire a peur qu'on ne voie,
Que dans ſons armoire il n'a rien.

Kürzer und beſſer Herr Leßing: w

Fabull verſchließet alle Küſten
Vor Freunden, Dienern, Weib und Kind,
Damit ſich niemand läßt gelüſten,
Zu ſehen, daß ſie ledig ſind.

Verwechſelung der Verhältniſſe und der Beſtimmungen.

Im Eſſen biſt du ſchnell, im Gehen biſt du faul.
Iß mit den Füſſen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.

Leßing. x

Verbindung kleiner Dinge mit groſſen, als wenn ſie von gleicher Wichtigkeit wären.

Man muſte ſie y im Harnſch, mit Helm und Lanze,
Beim Ritterſpiel, beim kriegeriſchen Tanze

w im erſten Th. ſeiner Schriften, S. 206.
x Th. I. S. 214.
y die Pallas.

Und im Kontusch dem Zevs Manschetten nähn
Marlin durchziehn und Handschuh würken sehn;
Da sah man sie im vollen Glanze.
Wieland. z

Sneer, oder kleine Dinge über alle Proportion groß gedacht.

Ὀυχ ὅυτω νωτοισιν ἐβαςασε φοςτον ἐςωτος
Ταυςος ὁτ᾽ Ἐυςωπην δια κυματος ἠγ ἐπι Κςητην,
Ὠς ἐμ᾽ ἐπιπλωσας ἐπινωτιν ἠγεν ἐς ὀικον
Βατςαχος, ὑψωσας ὠχςον δεμας ὑδατι λευκω. a

Ungereimtheit in Unterscheidungen, wo einem Gedanken ein anderer entgegengesetzt wird, der im Grunde mit dem ersten einerley ist.

Sagt nicht, daß seiner Frau, dem Inventar der Zeit,
Sextor den Tod gewünscht. Was sonst? die Ewigkeit.
Leßing b

Ver-

z komische Erzehlungen S. 43.
a aus der Batrachomyomachie.
b Th. 1. S. 106.

Vereinigung entgegengesetzter Dinge.
Damit er einst was kann von seinen
Aeltern erben,
So lassen sie ihn jetzt vor Hunger
weislich sterben.

Leßing c

Vergrösserung der Handlungen, Sachen und Gestalten, lustige Uebertreibung, in der Mahlerey Carricatur.

„ Jetzo bearbeiteten der Ritter und der „ Stallmeister ihre lebendigen Maschinen „ aus allen Kräften und hielten nicht stil„ le, bis sie das fatale Feld erreichet hat„ ten, wo damals der Feind campirte, „ jene grauenvolle pharsalische Ebene, wo „ mächtige Thiere und kühne Auxiliar Trup„ pen, die ihren Brüdern zu Hülfe kamen, „ im verderblichen Streite sich messen soll„ ten. „

Hudibras. d

Anticlimax, Abfall von dem Großen auf das Kleine. e

c Th. 1. S. 109.
d im zweeten Gesange, S. 56.
e S. den Home Th. 11. S. 74. f. f.

Not youthful kings in battle ſeiz'd alive,
Not ſcornful virgins, who their charms ſurvive,
Not ardent lovers robb'd of all their bliſs,
Not ancient ladies when refus'd a *kiſs.*
Not tyrants fierce that unrepenting die,
Not Cynthia when her manteau's pinn'd aevry,
E'er felt ſuch rage, reſentment, and deſpair,
As thou, ſad virgin! for thy ravish'd hair.

Pope. f

Große Dinge, von ſolchen Seiten gedacht, wo ihre Größe mit einer unendlichen Kleinigkeit abſticht, wie z. E. Jupiter und Juno in ihrem Hausweſen und Ehebette:

Wer ihn für glücklich hielt, der ſah die Dame nicht
Im Schlaf Gemach und hinter den Gardinen —
Wo Juno lag, da ſchlief ſichs ſelten viel,

Da

f im Raub der Haarlocke Geſ. IV.

Da liesz die ganze Nacht, als wie
ein Glockenspiel
Sich ihre schöne Stimme hören;
Und konnte gleich bei ihren Sitten-
lehren
Der Mann sich oft des Schlummers
nicht erwehren,
So wuste sie ihn doch bald wieder
aufzustören,
Und überschrie, wenns ihr gefiel,
Sogar die Nachtmusik der Sphären.
Wieland. g

Wie lang ists wohl,
Dasz man mit Ganymed und Amor
dich,
Den Donnerer, beim Gänsespiel er-
schlich?
Fi! Herr Gemahl, es ist nicht zu er-
tragen!
Ist das auch eine Lebensart
Für jenen Gott, durch den die Riesen
fielen?
So alt, so einen groszen Bart.
Und noch mit kleinen Buben spielen!
Eben derselbe. h

g komische Erzehlungen S. 106. f.
h. S. 130.

Lustige Disproportion zwischen Mittel und Absicht, oder zwischen der wahren und erdichteten Absicht.

Kaum sieht er den Donner den Himmel umziehen,
So flieht er in den Keller hinein.
Ihr glaubet, er suche, den Donner zu fliehen;
Ihr irrt euch, er suchet den Wein.

Leßing. *i*

Disproportion zwischen Effekt und Ursache.

Warum zog das erzürnte Paar,
Sistan und wer sein Gegner war,
Die Degen aller Welt zum Schrecken?
Sie friedlich wieder einzustecken.

Leßing. *k*

Disproportion zwischen den Gedanken und dem Ausdrucke, feyerliche Sprache bei unbeträchtlichen Dingen, wenn man, wie Heineke den Longin bei einer andern Gelegenheit sagen läßt, mit großen Paus Backen in eine kleine Kinder Trompete stößt.

„ Erst

i Th. 1. S. 208.
k Th. 1. S. 195.

„ Erst zog er seine Todbeschwängerten
„ Pistolen zwischen dem Leben erhaltenden
„ Proviante hervor und versah sie mit Zünd
„ Pulver. Nachdem dieses geschehen war,
„ arbeitete er mächtig, den Degen von
„ der rückhältigen Scheide loszumachen
„ und nach vielen Bemühungen gelang es
„ ihm endlich, denselben vom rostigen Ker-
„ ker frey zu bekommen. Alsdann erschüt-
„ terte er sich selbst, diese tapfern Waffen,
„ mit Anstande von der Scheide los, zu
„ betrachten, stand auf der Seite des Steig-
„ bügels mit seinem verzweifelten Fuße auf
„ und schaute, gleich einem Cometen, dem
„ Köder eines annahenden Krieges, Blut
„ und Verderben drohend, umher. „

Hudibras. l

Lustige Anwendung einer Stelle aus einem Buche wider die Meinung des Autors.

„ Plinius hat schon lange angemerket,
„ daß die Esel keine Läuse haben und wem
„ es gegeben ist, den heimlichen Sinn,
„ dieser nach dem Buchstaben ungegründeten

l im zweeten Gesange S. 57.

„ Regel zu fassen, der sieht wohl, daß Pli-
„ nius nichts anders sagen wolle, als daß
„ ein elender Scribent von seinen Män-
„ geln nicht die geringste Empfindlichkeit
„ habe. „

Liscow. m

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß sie aus Eitelkeit nur in die Kir-
che rennt,
Daß sie nicht betet und nicht höret,
Und andre nur im Beten störet.
Sie bat, mein Ohr ist selber Zeuge;
Denn ihre Schönheit geht allmälich
auf die Neige.
Sie hat, mit brünstigen Geberden:
Laß unser Angesicht, Herr, nicht zu
Schanden werden.

Leßing. n

Zusammensetzung ganz entfernter Dinge in eine Gattung.

„ Die

m Satyrische Schriften S. 492. Man lese auch im Mährgen von der Tonne die Ausschweifung über die Herren Kriticos. S. 107. der Zürcher Ausgabe.

n Th. I. S. 213.

„ Die Weise, deren sich die Philoso-
„ phen zu allen Zeiten bedienten, um von
„ den Leuten gehört zu werden, war diese,
„ daß sie gewisse Gebäude in die Luft auf-
„ geführet haben, um sich dadurch über
„ den Pöbel zu erheben. Unsere Vorfah-
„ ren haben deswegen zur Aufmunterung
„ aller ruhmbegierigen Abentheuer dienlich
„ erachtet, drey hölzerne Maschinen auf-
„ zurichten, welche denen, die gerne viel
„ und ohne Widerspruch reden wollen, zu
„ statten kommen sollten. Es sind solche
„ die Kanzel, die Leiter und die Schau-
„ bühne u. s. w. „

Swift. *

Drollichte Vergleichung unähnlicher Dinge.

„ Die Weisheit ist ein Fuchs, welcher
„ nach vielem Jagen dennoch zuletzt aus
„ seinem Loche muß hervorgegraben wer-
„ den. Sie ist ein Käse, der desto besser
„ ist, je eine härtere Rinde er hat und
„ woran nach dem Urtheil der grösten Ken-
„ ner die Maden das beste sind. Sie ist

M 5 ein

* Einleitung zu dem Mährgen von der Tonne.

„ eine kalte Schale, welche immer süßer
„ wird, je tiefer man auf den Boden kommt.
„ Sie ist eine Henne, auf deren Gachsen
„ wir Achtung geben und es nicht ge-
„ ring schätzen müssen, weil es ein Zeichen
„ ist, daß sie ein Ey geleget hat. End-
„ lich sie ist auch eine Nuß, welche, wenn
„ sie nicht mit einiger Sorgfalt ausgelesen
„ wird, auch wohl einen Zahn kosten und
„ dann zur Belohnung eine Made anbieten
„ mag.

Swift. p

„ Die ganze Welt ist nichts anders,
„ als eine grosse vollständige Kleidung, wo-
„ durch alle Dinge bekleidet werden. — —
„ Das Land ist ein feines Oberkleid,
„ grün aufgeschlagen. Und die See, was
„ ist sie anders, als eine Weste von Was-
„ ser Taffet? der Mensch ist die kleine
„ Welt, oder vielmehr eine völlige Klei-
„ dung, mit der ganzen Ausstaffirung.
„ Auch die Eigenschaften der Seele tragen
„ das ihrige dazu bei, eine ordentliche Klei-
„ dung auszumachen. Zum Exempel, ist
„ die

p am angeführten Orte.

„ die Religion nicht ein Mantel? die Red-
„ lichkeit ein paar Schuhe, die im Kothe
„ ausgetreten worden? die Eigenliebe ein
„ Surtout? die Eitelkeit ein Hemd? und
„ das Gewissen ein paar Hosen, welche
„ zwar zur Bedeckung der Ueppigkeit und
„ der Unfläterey gemacht sind, aber gar
„ leicht zum Dienst beyder können herun-
„ ter gezogen werden. „

Eben derselbe. q

„ So sprach der Held und stieß seinem
„ Gaule, wie ehemals der phrygische Rit-
„ ter dem trojanischen Pferde, den rostigen
„ Sporn in den Leib und gerade soviel ver-
„ doppelte der Gaul deswegen seinen Schritt.
„ — — So sah ich einst einen mit be-
„ wafneter Ferse auf einer Republik reiten;
„ aber je mehr er sties und spornte, desto
„ weniger wollte die stätige Mähre vom
„ Flecke weichen. „

Hudibras. r

Das Allgemeine auf besondere und kleine Fälle zurückgeführet.

Noch

q Mährchen von der Tonne, zweites Kapitel.
r im ersten Gesange, S. 49. 50.

Noch flammt der Streit, den Eris angeschürt.
Und, denke, nicht um Kleinigkeiten;
Nicht was die Linien im Buch Yekim bedeuten?
Wie viele Cherubim mit schön vergoldten Schwingen
Durchs Oehr der feinsten Nadel giengen?
Ob Dudeldum, ob Dudeldey
Der größre Triller Schläger sey?
Ob Scaramuz, ob Scapin beßer tanze!

Wieland. s

„In der Logik war er ein großer „Criticus; und die Analytik verstand er „aus dem Grunde. Er hätte es unterstanden, durch bündige Schlüsse zu er„härten, ein Mensch wäre kein Pferd, „bewies auch, ein Geyer wäre nicht ein Vogel; „und daß ein Lord wohl eine Eule, ein „Kalb ein Rathsglied, eine Gans ein „Richter und diebische Dolen Commissarien „und Bevollmächtigte seyn möchten.„

Hudibras. t

Eine

s komische Erzählungen S. 7. 8.
t Erster Gesang, S. 8.

Eine Gattung durch Umstände beschrieben, die sich nur an einigen einzelnen Dingen befinden.

Man lese die Probe eines deutschen Wörterbuchs vom Herrn Rabener; dieser ganze Aufsatz ist ein Beispiel des bemerkten Kunstgriffs.

Folgerung ungereimter Dinge aus einer angenommenen Meinung.

„Wenn Hans auf der Gasse gieng,
„so hielt er die Augen fest zu; und so er
„mit dem Kopfe wider eine Pfoste rennte,
„oder in eine Pfütze fiel und ihn die muth-
„willigen Jungen darüber auslachten, so
„sagte er ihnen: daß er sich dem Verhäng-
„nisse, welches diesen Stoß, oder Fall
„über ihn beschlossen gehabt, mit völliger
„Gelassenheit unterwerfe; er wisse aus
„langer Erfahrung, wie vergebens es sey,
„sich demselben zu widersetzen und wer
„dieses thun wollte, der dürfte sich immer
„darauf verlassen, mit einer blutigen Na-
„se, oder mit einem zerquetschtem Beine
„davon zu kommen. Also sagt er, war es
„einige Tage vor der Schöpfung beschlos-
„sen, daß meine Nase und diese Pfoste

„ einander begegnen sollten. Daher die
„ Natur für gut befand, uns beide zu glei-
„ cher Zeit in die Welt zu schicken und uns
„ zu Landsleuten und Mitbrüdern zu ma-
„ chen. Hätte ich nun meine Augen offen
„ behalten, so würde wohl allem Ansehen
„ nach, die Sache noch weit schlimmer ab-
„ gelaufen seyn u. s. w. „

Dieß sind lauter lächerliche Folgen, die Swift *u* aus der Lehre von der Prädestination mit einer ungemeinen Laune zu ziehen gewust. Diese Art des satyrischen Witzes wird insbesondere Spötterey genennt. Noch ein Beyspiel:

„ Wenn der Herr Prof. Philippi den
„ König von Polen nur von ferne siehet;
„ so bekömmt er durch dieses Anschauen ein
„ Bild, wie die Auserwehlten durch das
„ Anschauen Gottes am höchsten werden
„ beglückseliget werden. Er ist glücklich.
„ Aber nimmer würden so vortrefliche Wor-
„ te aus seinem beredten Munde gegangen
„ seyn, wenn er sich erinnert hätte, daß,
„ wie die gemeine Rede gehet, noch kein

„ Auge

u im eilften Kap. des Mährgens von der Tonne.

„ Auge gesehen, kein Ohr gehöret und in
„ keines Menschen Herz kommen ist, was
„ Gott bereitet hat, denen, die ihn lieben.
„ Paulus, meine Herren, ward, wie sie
„ wissen, bis in den dritten Himmel ent-
„ zückt und kam so klug wieder, als er hin-
„ gegangen war. Was meinen Sie, wür-
„ de uns Philippi nicht vor schöne Sachen
„ erzählen, wenn ihm ein solches Glück be-
„ gegnen sollte, da er schon durch das blo-
„ ße Anschauen seines Landes Vaters mehr
„ gelernet, als Paulus im Paradiese?
„ Sollte man nicht aus seinen Worten schlie-
„ ßen, daß Paulus nur immer zu Hause
„ bleiben und die weite Reise sparen kön-
„ nen?

Liscow v

Lächerliches Versprechen und Gelübde unter dem Scheine der Wichtigkeit.

Komm ich vom Lager auf und giebt GOttFried im Staat,
Gelobt der kranke Star, so werd ich ein Soldat.

Leßing. w

Vor-

v S. 164. und 214, f. f.
w Th. 1. S. 205.

Vorstellung einer Unmöglichkeit, als wenn es etwas mögliches wäre und nur auf uns ankäme.

O Redner lege doch dein Maul erst
in die Falten,
Dein Maul, das so erbärmlich spricht.
Eh du mir einst die Parentation solst
halten,
Wahrhaftig lieber sterb ich nicht.

Simuliren und Dißimuliren und Annehmung oder Verbergung eines Charakters, charaktermäßiges und verstelltes Lob des Tadelhaften und Kleinen, Tadel des Großen und Lobenswürdigen.

„ Aber wieder auf die Schriften dieses
„ großen Mannes zu kommen, so waren sie
„ alle von ausnehmender Schönheit und
„ man kann mit Wahrheit sagen, daß die
„ Welt dergleichen nicht gesehen. Der
„ Hauptzweck aller seiner Arbeit war, die
„ leichte und gemächliche Schreibart, die
„ wir in unserer Sprache Bombast nennen,
„ und welche seit einiger Zeit ziemlich in
„ Abnahme und Verachtung gerathen ist,
„ wieder in den Gang zu bringen, die Skri-
„ benten von dem schweren Joche der Sprach-

„ kunst

„ kunst zu befreyen und durch Widerlegung „ des Horatz und Boileau die Herrschaft „ des Reims über die Vernunft zu behaup„ ten. Gewis ein Unternehmen; das vie„ len Muth und Geschicklichkeit erfodert „ und welches von dem Herrn Makewind „ auf eine so sonderbare Art ausgeführet „ worden, daß man nothwendig seine Klug„ heit bewundern und gestehen muß, daß „ niemand als er geschickt dazu gewesen „ u. s. w.„

Liscow. y

„ Ich bitte meine Leser sich der vortrefli„ chen Gedächtniß Münzen zu erinnern, die „ der Herr M. Sievers, wiewohl nur in „ Idea und mit dem Stempel seines Ver„ standes auf den Schwärmer Gerhard ge„ präget hat: Man kann mit Wahrheit sa„ gen, daß der Herr M. sich hier selbst „ übertroffen habe. Der schäbigte Bul„ lenbeiser, auf welchem er den Gerhard „ zum Troste aller Rechtgläubigen einher„ traben läßt, hat mir vornehmlich wohl „ gefallen; und ich kann mich, so oft ich „ daran gedenke, welches ich, zu Anfeu-

y S. 77. f. f.

„ rung meines Eifers wider die Irrgläubi„ gen, alle Wochen wenigstens etlichemal „ thue, noch nicht enthalten, auszurufen: Facete, lepide, laute: nihil supra.
„ Ich habe die Apophthegmata der Alten „ bei dem Plutarchus gelesen: auch beim „ Cicero, Macrobius und andern viele bo„ na dicta und scharfsinnige Einfälle gefun„ den; aber der Bullenbeiser, der schä„ bigte Bullenbeiser übertrift alles, was „ man in den Schriften der Alten und Neu„ en Schönes in diesem Stücke antrift. „ Nichts in dem ganzen Alterthume ist mit „ demselben einigermassen in Vergleichung „ zu ziehen, als die scharfsinnigen Worte „ des Thraso beim Terentius:

Eone ferox es, quia habes imperium in
belluas?

Eben derselbe. z

Sottisen, mit Fleiß gesagt; Ungereimtheiten anderer nachgeahmt und in der Nachahmung noch unschicklicher vorgestellt.

Will ein erhabner Geist, ein andrer
Lohenstein

Bis

z S. 104. f. f.

Bis an die Sterne gehn und bei dem
Phöbus seyn;
Will er der Musenschaar mit reinge-
waschner Lippe
In gläserhellen Quell des Pferde-
brunns Knippe
Der Andacht Weihrauch streun, bricht
sein erhitzter Muth
Vom Eifer angefacht, durch Wetter,
Blitz und Glut
Und ruft der Schwefel Brunst der don-
nerharten Flammen
Und ruft Megärens Zunft und ruft
den Styx zusammen;
So kömmt ein Zoilus und schreyt:
Der Dichter schwillt u. s. w.

Rabener. *a*

„ Es ist kein Wunder, daß die Worte,
„ die Jesus genannt Anani ausrief, un-
„ gewöhnliche Worte genennt werden. Denn
„ damals war die deutsche Sprache noch
„ nicht sonderlich bekannt zu Jerusalem u.
„ s. w.

N 2 Liscow. *b*

a Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind.
b S. 17. f. f.

„ Es breche also nunmehr ungehindert
„ die verborgene Freude meines Herzens
„ aus der Quelle der Ehrerbietigkeit her=
„ vor; und ohnerachtet solche dero aller=
„ seits hellen Gemüths Augen bereits un=
„ verborgen ist: so vermenge sich doch mein
„ Freuden Ton mit dem In dulci Jubilo
„ aller, so die Verdienste des Herrn Prof.
„ Philippi kennen und erfülle die Luft mit
„ einem hellen und deutlichen Vivat! mit
„ einem freudigen Hoch! und mit einem
„ frolockenden Jubelgeschrey: Es lebe der
„ Herr Prof. Philippi hoch!

Eben derselbe *c*

Lustige Personification; unkörperli=
he Dinge körperlich, leblose lebendig vor=
gestellt; viele Subjekte und Personen als
eine gedacht.

„ Sie fochten für Dame Religion,
„ wie Tolle, oder Bezechte für eine Hure
„ und schwuren und fluchten, daß sie ehr=
„ lich wäre, obschon keiner wuste, was
„ er damit haben wollte.

Hudibras. *d*

c S. 136.
d im ersten Gesange, S. 4.

„ Die schneidende Klinge seines Degens
„ war von langer Ruhe rostig geworden
„ und weil es ihr an einem Gegenstande
„ fehlte, daran sie hauen und hacken konn-
„ te, fras sie sich selbst. Die friedfertige
„ Scheide, worinnen sie wohnte, hatte
„ bereits den Grimm ihrer Schärfe gefühlt;
„ denn wirklich hatte sie unten gegen die
„ Spitze zwo Handbreiten davon weggefres-
„ sen. So männlich war diese Klinge und
„ so sehr schämte sie sich, in einem Fut-
„ ter verborgen zu stecken, als wenn sie
„ niemanden unter das Gesicht treten dürf-
„ te. Sie, die bei so vielen verzweifelten
„ Unternehmungen sich kühner bezeigte, als
„ Buttel Bum selbst. — — Dieser De-
„ gen hatte einen Dolch zum Pagen, der
„ für sein Alter nur klein war und ihm da-
„ her aufwartete, wie Zwerge den irren-
„ den Rittern thun, ein sehr nützlicher Kerl
„ zum Gefechte sowohl, als zu Verrich-
„ tungen von allerlei Hausgeschäften u. s. w. „

Eben daselbst e

„ Seiner Mutter der Dame Tellus
„ riß er den Bauch auf, weil sie nicht

e im ersten Gesange, S. 24. f. f.

„ Proviant und Futter genug gab, ihn „ und sein weniger-grausames Pferd zu er„ nähren.„

Eben daselbst f

„ Die Seelsorger sehen die Vernunft, „ wie Montaigne, als ein wildes, unbän„ diges, reisendes und gefährliches Thier „ an, dem man Zaum und Gebis ins Maul „ legen muß und mit welchem nicht aus„ zukommen ist, wofern es nicht an eine „ starke Kette geschlossen wird. — — Ei„ nige wollen, diese Kette müsse fein lang „ seyn, damit die Vernunft bei einer mä„ ßigen Freyheit ihre Bande desto gedul„ diger trage. Ein Kettenhund, sagen sie, „ der gar zu kurz angebunden ist, gibt sich „ so leicht nicht zu frieden, als einer, dem „ die Länge der Kette, an welcher er lieget, „ die Freiheit lässet, herumzugehen, und „ seine Gefangenschaft erträglich macht. „ — — Andere hingegen behaupten, man „ müsse sie so kurz, als möglich binden. „ — — Man könnte ihr, wenn sie schrey„ en wollte, einen Knebel ins Maul ste-

cken

f im zweeten Gesange, S. 74.

„ cken und sie an allen Vieren so fest bin-
„ den, daß sie sich nicht rühren könnte,
„ u. s. w. „

Liscow. g

Lustige Verfechtung eines ungereimten und paradoxen Satzes.

„ In wessen Schriften weder Vernunft,
„ noch Ordnung, noch Zierlichkeit anzu-
„ treffen ist, der ist ein elender Skribent.
„ — — Ich sehe vorher, daß unsere Ver-
„ folger über meine Aufrichtigkeit lachen
„ und sich einbilden werden, es sey un-
„ möglich, nach einem so offenherzigen Be-
„ kenntniß das geringste zur Vertheidigung
„ der elenden Skribenten vorzubringen.
„ Allein ich bin versichert, daß ihnen die
„ Lust zu lachen wohl vergehen wird,
„ wenn ich ihnen deutlich beweisen werde,
„ daß eben die Mängel, welche sie den
„ elenden Skribenten vorwerfen und wel-
„ che ich nicht zu leugnen begehre, meine
„ Brüder und mich vortreflich und unent-
„ behrlich machen. Dieser Beweis wird

N 4 ihnen

g S. 461. f. f.

„ ihnen durch die Seele gehen und ihres
„ Spottens und Lästerns ein Ende machen.
Liscow. h

Veränderung des Gesichtspunkts; Beschreibung der Dinge durch das, was sie sind, und nicht scheinen, oder durch das, was sie scheinen und nicht sind; Benennung der Sachen mit andern Namen u. s. w. i

Laßt eure Muse singen!
Wie häßlich würde wohl ein solcher Vortrag klingen,
Tartüff der alte Schalk betrügt die ganze Welt.
Sevil ist lüderlich, Crispin ein dummer Kerl,

Star

h S. 446. In diese Klasse gehören der ganze Liscowische Aufsatz von der Vortreflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Skribenten, die Abhandlung des Herrn Rabeners von der Begierde übels zu reden und der Swiftische Vorschlag von der Schlachtung und Verspeisung der armen Kinder in Irrland.

i Unter die Klasse des veränderten Gesichtspunkts, wovon ich kein kurzes Beispiel finden kan, gehört der Micromeges des Herrn von Voltaire.

Stax macht gelehrten Wind, Neran
verdreht die Rechte,
Florinde lebt verhurt und Harpax ist
ein Schinder.
Versucht es nur einmal; verändert die-
se Zeilen
Und sprecht: Tartüffe bleibt ganz unver-
besserlich,
Sevil thut purschiκως Crispinus lebt vor
sich,
Stax ist ein weiser Mann, Neran ein
Advocate,
Florindgen lebt galant und Harpax
hält zu Rathe.
Ich weis, ihr müßt gestehn, daß dieses
besser klingt. Rabener. k

„Nicht jene elenden französischen „Edelsteine, die ihr in unsere Augen „setzt, sondern unsere wahren eigentlichen „Diamanten sind es, die eure verliebte „Herzen anfachen und in Brand setzen. „Nicht die falschen Jubelen, die ihr un-„sern Lippen anheftet, bringen euren „fressenden Flammen Nahrung; wohl a-

 der

k Von der Nothwendigkeit der Reime.

„ der die eigentlichen Rubinen, die wir
„ in unsern Kisten verschlossen haben. Nicht
„ die Perlen unserer Zähne entzücken euch,
„ sondern die, so wir um den Hals tra-
„ gen; und nicht die goldenen Haarlocken,
„ die ihr uns um den Kopf setzet, son-
„ dern die glänzenden Guineen in unserm
„ Cabinet, entzünden das wilde Feuer in
„ eurer Brust. Ich habe von diesen Ver-
„ liebungs Tücken so viele Erfahrung,
„ daß ich ihre Meinung vollkommen ver-
„ stehe und nur am Tone derselben ihren
„ mystischen Sinn entdecke und sagen kan,
„ welche Leidenschaft nach meinen Land-
„ gütern schmachte; was für Entzückun-
„ gen sich auf die Schönheiten und An-
„ nehmlichkeiten meines Hauses beziehen;
„ welche Flammen statt für mich, für mein
„ Geld lodern; was seine Entzündung
„ von der unnatürlichen Begierde nach
„ meinem Viehe empfange; was für zärt-
„ liche Seufzer und sanftfließende Thrä-
„ nen Eintausend Pfunde jährlicher Ren-
„ ten zum Gegenstande haben und welche
„ Schmachtungen in Hypotheken und
„ Schuldscheine verliebt sind. Das sind

die

„ die reizvollen Dinge, welche den Män-
„ nern gemeiniglich beym ersten Anblicke
„ das Herz stehlen. Diesen geben sie Se-
„ renaden und warten ihnen mit Bällen
„ und Masqueraden auf.„

Hudibras. *l*

Verwechselung der Personen und Handlungen. Was der eine mit Anstand thut, wird oft bey einem andern lächerlich. Gebet einem gemeinen Manne die Manier eines Staatsministers, einem Huronen die Stellung eines süßen Herrn, einem Landjunker die Denkungsart eines Cato und einem jungen Candidaten die Mine seines Superintendenten; so werden sie mit einander lächerlich.

Lustige oft unwahrscheinliche Erdichtungen und Allegorien, wie das Mährgen von der Tonne, die Geschichte John Bulls eines Leinewebers, die Reisen in den Mond u. s. w.

Ueberaus ungereimte Mischung ganz entfernter, hoher und niedriger Dinge und Ausdrücke unter einander nebst einer

l im neunten Gesange S. 516. f. f.

ner Uebertreibung der Gestalten; Verwandelung des Helden in den Harlekin und des Harlekins in den Helden; Unterschiebung des einen unter die Handlungen und Reden des andern; Verwandlung edler Ausdrücke in unedle; Worte und Redensarten auf eine ungewöhnliche Art bey Sachen gebraucht, für welche sie nicht gehören: das sind Kunstgriffe, welche für das Groteskekomische, Bürleske und zu dem Parodiren und Travestiren gehören. Hier sind Beyspiele:

„Evangelien Trompeter bließen, mit „langöhrichten Haufen umgeben, zum „Streite und der Kanzelpult, die Trom„mel der Pfaffen ward statt der Stöcke „mit Fäusten gerühret; als jeßt der Rit„ter seine Wohnung verlies und auf Aben„theuer ausritt.„

Hudibras. m

„Crowdero hatte sich, statt der Trom„mel, an der Nordost Seite seines Hal„ses eine quäkende Maschine applicirt, gera-

de

m im ersten Gesange. S. 3.

„ de an den Ort, wo der Scharfrichter
„ guten Freunden den Strick zulaufen
„ läßt, indem es stets eine besondere Gna-
„ de ist, wenn Staatsminister einen Freund
„ bald expediren und andere warten lassen.
„ Sein Ohr hieng gebogen über die Sai-
„ ten herunter, wie Speck zu den Würsten.
„ Denn Kaldaunen, ehe sie gesotten wer-
„ den, dienen, wie einige schreiben, zur
„ Musik sowohl, als Würste zu machen
„ und von ihnen schreibt sich die Tonkunst
„ beydes der Saiten und der Windmusik
„ her. u. s. w. „

Eben daselbst. n

„ Jetzt folgte im Zuge der gerade Cer-
„ don, der tapferste von seiner Zunft, Cer-
„ don der Große und in Liedern als ein
„ zweiter Hercules so sehr gepriesene Re-
„ parator alles Schadens. „ o

Eben daselbst. p

„ O! welche Gefahren umringen den
„ Mann, der sich mit Fuchteln bemenget!
Wel-

n im zweeten Gesange, S. 58, 59.
o Man merke, daß in dieser Stelle von einem Schuhflicker die Rede ist.
p im zweeten Gesange, S. 72. f. f.

„ Welche verzweifelte Tücken und Unfälle
„ jagen mit aufgehabenen Händen hinter
„ ihm her! Denn obschon Dame Fortu-
„ na ihm eine Weile zu lächeln und zu
„ liebäugeln scheinet, so wird sie ihm doch
„ nachher, recht auf dem Gipfel seines
„ Ruhms noch einen Hundsstreich spielen. „

Eben daselbst. q

„ Phöbus hatte nunmehr im Schoos
„ der Thetis sein Schläfgen gethan und
„ schon verwandelte der Morgen, wie ein
„ Krebs, der gesotten wird, sein Dunkel-
„ braun in Roth; als Hudibras, welchen
„ der Schmerz und tausenderley Gedanken
„ nicht schlafen und nicht wachen ließen,
„ anfieng die Augen zu reiben und von
„ seinem Lager aufzustehen. „

Eben daselbst. r

Noch flammt der Streit, den Eris an-
geschürt,
Die Fehde, ohne die Fürst Priam un-
bezwungen,
Achillens Zorn und Hector unbesungen,
Herr

q Im dritten Gesange, S. 109
r Im fünften Gesange, S. 213.

Herr Menelas am Vorhaupt ungeziert
Und seine schöne Frau zu ihrer größern
Ehre
Uns unbekannt geblieben wäre.

Wieland. s

„ Gleichwie der Magnet das Eisen, „ ein Beutel voll Dukaten einen Geizigen, „ grosse Titel einen Hochmüthigen, die „ Hofnung des Gewinns den Künstler, „ ein Glas Wein und hübsches Mädgen „ einen Wollüstigen und ein geriebenes „ Stück Bernstein und Siegellack leichte „ Sachen an sich ziehet: also reisset mich, „ großer Mäcenat, dero Vortreflichkeit zu „ Ihnen hin. „

Liscow. t

„ O Grubstreet! du fruchtbare Pflanz„ schule erhabener Geister! Welches Lyce„ um unserer Zeiten mag dir jemals an „ Ruhm gleichen! Es sey, daß du in „ sanften Schäfergedichten die Liebesflam„ men hübsch aufgefütterter Lehrjungen und „ und züchtiger Küchenmädgen, oder den

zärt-

s komische Erzehlungen S. 7.
t S. 50.

„ zärtlichen Abschied verliebter Paare in
„ Trauerliedern besangest; oder daß du
„ deine Stimme hoch in mäonische Saiten
„ erhobest, die listigen Streiche nothdürf-
„ tiger Helden zu preisen, wenn du die
„ Stärke des Brecheisens, oder die Kunst
„ des Haken Schlüssels, oder die unterirr-
„ dischen Höhlen und Grotten eines Vul-
„ can beschriebest, wo er bey seiner Schmie-
„ de sitzet und das Bildniß der Königin in
„ schlechteres Metall einpräget, welches er
„ stückweise für Rindfleisch und dünnes
„ Bier ausgiebt. „ u. s. w.

Swift. [*]

Du, o der deutschen Reimkunst Lehrer!
Der Bändgenschreiberey Vermehrer!
Des alten Bavens Ebenbild!
Dein Ruhm, o G * * *, eng an Gränzen,
Hat Preussen durch sein mattes Glänzen —
Was Preussen = Balga kaum erfüllt.
Dein lieber Grimm wird dich erheben,
Der die Banise aufgestellt:

So

[*] In der Vorrede zum John Bull.

So weicht dein Ruhm, so flieht dein Leben
Mit Krügern erst aus dieser Welt.

Mylius v

In den Gedichten des scharfsinnigen Wernike finde ich auf allen Seiten Beyspiele zu den angegebenen Arten des Lächerlichen und der Ironie. Hier sind, zum Beschluß dieser Materie nur einige Stellen aus seinem Heldengedicht Hans Sachs, von denen ich nicht leugne, daß ich sie möchte gemacht haben:

Selbst seine Amme faßt in der Geburt ihn um,
Weissagt und segnet ihn mit diesem Wunsch: Sey dumm!

— — — — —

Schoch, Zeidler, Zes' und Tiz und andre Reim Erfinder
Sind, wenn man sie mit dir vergleicht, nur arme Sünder.

v Denn Hr. Leßing hat uns in der Vorrede zu den Myliusischen Schriften gesagt, daß Mylius selbst Urheber von dieser Parodie auf die letzte Strophe seiner eigenen Ode, die Schauspielkunst, ist. S. den Liebhaber der schönen Wissenschaften B. I. S. 96.

Die erste Stell ist dein in dieser Schwanen Reih,
Du großer Patriarch von der Pritschmeisterey!
Ich selbst ein Dudentopf, berühmter als die andern
Must hinkend vor dir her mit meinem Schurzfell wandern,
Damit ich dir den Weg bereitete, o Held,
Und deinen größern Ruhm verkündigte der Welt.
Oft wenn ich lange gnug gebrauchet Ahl und Feder
Und manch unschuldig Wort gerecket, wie das Leder,
Wenn ich, mit Dint und Pech besudelt, Vers erdacht
Und manchen Schuh zu kurz und Fuß zu lang gemacht:
So must ein Dudelsack mir meinen Unmuth stillen
Und mein alldulbend Ohr mit seinem Schnarren füllen.
Doch war mein Dudelsack ein Vorspiel nur von dir.
— — — — — Hier

Hier schwieg der alte Greis und weinte fast vor Freuden,
Die er an seinem Sohn erlebt und fieng mit beyden,
Den wohlgerathnen Sohn, mit beyden Armen um,
Bestätigend den Wunsch der Amme; Sey du dumm!

Ich habe bei weitem nicht alle Arten des Lächerlichen angegeben, sondern nur Anfängern den Weg zeigen wollen, wie man in dergleichen Materien beobachten muß. Von den Fehlern, die man in diesem Fache begehen kann, werde ich nur wenig sagen. Zur Ironie und Satyre, gehört eine besondere Laune, eine besondere Stimmung des Genies und ein eigner Ton; wer diese Talente hat, bedarf beinahe keiner Warnung und wer sie nicht hat, der wird fehlen, man mag ihn warnen, wie man will, oder uns Produkte liefern, die so regelmäßig sind, daß sie niemand lesen kann. Das Lächerliche muß nicht in das Grobe fallen oder zum Pöbelhaften herab sinken.

„ Verdammter Wurm, als jemals ei-
„ ner unter finniges Sau Fleisch gehackt
„ worden; du Schwanz der Landjunker,
„ am Steis der Justiz als einer Kuh, ge-
„ wachsen; wie darfst du mit diesem Lum-
„ pen Packt, ich meine deine selbst eigene
„ Person, das alte Eisen an der Seite
„ und deine übrige Bagage, worunter dei-
„ ne Schindmähre im Herhinken so man-
„ chen streichen ließ; wie darfst du, sage
„ ich, mit diesem Lumpengepäcke dich ge-
„ gen uns wagen?

Hudibras w

„ He! par le mort, Monsieur le Co-
„ quin, je trouve, que vous êtes bien im-
„ pudent de demeurer en vie après m'a-
„ voir offensé. Vous qui ne tenés lieu
„ de rien au monde, ou qui n'étes au
„ plus qu'un clou aux fesses de la nature;
„ Vous qui tomberés si bas, si je cesse de
„ vous soutenir, qu'une Puce en lechant
„ la terre ne vous distinguera pas du pavé;
„ vous enfin si sale et si puant, qu'on
„ doute, en vous voiant, si votre Mere
n'a

w im zweeten Gesange S. 86

„ n'a point accouché de vous par le der-
„ riere. „

Cyrano de Bergerac. x

Man sollte meinen, wenn man diese Worte ließt, daß sie durch eben den Weg zur Welt gekommen wären, wie der Soucidas, über welchen der Verfasser spottet; so unflätig und stinkend sind sie.

Das Lächerliche wird unangenehm, wenn es am unrechten Orte angebracht wird, bei wichtigen Leidenschaften zum Beyspiel, oder überhaupt da, wo wir nicht Scherz, sondern Ernst erwarten. Ich finde dergleichen Züge in dem Agathon des Herrn Wielands;

„ Vielleicht erinnern sich einige hierbei
„ an den Weisen der Stoiker, von wel-
„ chem man ehemals versicherte, daß er
„ in dem glüenden Ofen des Phalaris zum
„ wenigsten so glücklich sey, als ein mor-
„ genländischer Bassa in den weichen Ar-
„ men einer jungen Circaßierin. „ y

„ Agathon, der nur im Schlafe er-
„ schreckt werden konnte, beschloß diesem

x Oeuvres diverses, T. I. p. 178.
y im ersten Th. des Agathons, S. 4.

„ Getöse mit eben dem Muthe entgegen zu
„ gehen, womit in spätern Zeiten der un-
„ bezwingliche Ritter von Mancha dem
„ nächtlichen Klappern der Walkmühlen Trotz
„ both. „ z

Dies mag genug seyn von einer Materie, über die ich, für ein Compendium schon zu weitläuftig gewesen bin. Studiret jetzt die Werke der Meister, eines Horaz, Juvenal, Persius, Lucian, Swift, Buttler, Cervantes, Sterne, Fielding, Arbuthnot, Pope, Fontaine, Boileau, Voltaire, Liscow, Rabener, Klotz, Wieland, so werdet ihr dieses Unterrichts, der nur für Lehrlinge bestimmet ist, vollends entbehren können.

z S. 6,

Vom Neuen, Unerwarteten und Wunderbaren.

Gefühl der Neuheit, Ueberraschung, Bewunderung, Erstaunen sind Empfindungen, die viel ähnliches haben und gleichsam nur durch Stuffen von einander unterschieden sind.

Eine Idee ist nie lebhafter, würkt nie stärker, als wenn sie uns entweder einen Gegenstand, der für uns neu ist, oder ein bekanntes Objekt aus einem neuen Gesichtspunkte darstellt. Unsere Neubegierde will befriediget seyn und sobald sie einen Vorwurf antrift, der für sie gemacht ist, so bringt sie alle Kräfte der Seele in Bewegung. Empfindung und Phantasie vereinigen sich; beyde werden auf das Objekt gespannet, was ihnen durch seine Neuheit Unterhaltung anbietet, da unterdessen alle andere Bilder, die sich vorher in der

Seele befanden, zurückgeschoben und verdunkelt werden. Diese Empfindung ist so allgemein, daß sie sich sogar da äussert, wo man weniger empfinden, als denken sollte. Eine neue Meinung, es sey Wahrheit oder Irrthum, wird nicht ermangeln, ihr Glück zu machen, so lange es Menschen giebt, bey denen oft Neuheit mehr gilt, als Wahrheit. In allen Gesellschaften ist die erste Materie zur Unterhaltung die Frage: was hat man Neues? Eine neue Mode verdränget alle alten, die oft vernünftiger sind, als sie. Ein neuer Regent ist das Augenmerk und der Liebling des Volks; man intereßiret sich für ihn und lobt ihn auf Unkosten des ersten, es dauert eine Zeitlang und dann wartet man nur auf den Abschied des andern, um einen dritten zu bewundern. Ein Ort, den wir noch nicht gesehen haben, ein Vergnügen, das wir zum erstenmal empfinden, ein Buch, das wir erst kennen lernen; alle diese Dinge beschäftigen uns ganz, so lange sie neu sind und machen uns vor langer Weile gähnen, sobald sie anfangen, alt und gewöhnlich zu werden.

Man

Man lese, wie ein genauer Beobachter das Gefühl des Neuen nach seiner eigenen Empfindung beschreibet: „Unter allen Beschaffenheiten der Dinge, spricht er, a die etwas beytragen, unsere Bewegungen zu erregen, hat das Neue den mächtigsten Einflus, ohne die Schönheit, oder selbst die Größe auszunehmen. Ein neues Schauspiel zieht ganze Schaaren auf sich. b Es würkt augenblicklich eine Bewegung, welche die ganze Seele beschäftigt und auf ei-

a Home Th. I. S. 392.

b Wie die Belagerung von Calais die bekannte Tragödie des Herrn von B lloy. Man sahe sie zum erstenmal und lobte sie mit einem übertriebenen Enthusiasmus; man sah sie noch einmal und lobte sie kaltsinnig; noch einmal, und man fand Fehler; noch einmal — und man vergaß sie. Der Verfasser durfte es wagen, auf sein Werk zu setzen:

Vestigia græca
Ausi deserere et celebrare domestica facta

und in der Vorrede zu schreiben: Voici peut-être la premiere Tragédie Françoise où l'on ait procuré à la nation le plaisir de s'interesser à elle même. Das neue und für die Eigenliebe der Nation schmeichelhafte Subjekt verschaften einem Stücke Zuschauer und Leser, von dem nach der ersten Hitze selbst französische Kunstrichter urtheilten, daß es nur mittelmäßig ist. S. das Journal Encyclopedique vom Jahr 1766. T. VII.

nige Zeit jeden andern Gegenstand ausschließt. Die Seele scheint gewissermaaßen vorzurücken, um der nenen Erscheinung entgegen zu gehen; und alles schweigt in einer tiefen Aufmerksamkeit. In gewissen Fällen zeigt sich eine Art von ängstlicher Unruhe mit äußerlichen Symptomen verbunden, die vielbedeutend sind. Die Gespräche des gemeinen Volks sind niemals interessanter, als wenn seltsame Gegenstände und ausserordentliche Begebenheiten der Inhalt sind. Man entreißt sich seinem Vaterlande, um seltne und neue Dinge aufzusuchen; und die Neubegierde verwandelt die Unbequemlichkeiten und selbst die Gefahren des Reisens in Vergnügen. „

Von der blossen Empfindung des Neuen ist das Gefühl der Ueberraschung verschieden. Nicht alles, was neu ist, überraschet, und nicht alles Ueberraschende muß nothwendig neu seyn. Ein Freund überfällt uns unvermuthet; sein Anblick überrascht uns und ist nichts weniger als neu. So beschleicht den schlummernden Hirten am Ulmbaum sein schalkhaltes Mägdgen, von der er eben geträumt hatte; ihre Erschei-

scheinung überrascht ihn, ohne für ihn etwas Neues zu seyn. Hingegen gehen wir einen Elephanten zu sehen, der für uns neu ist; wir sehen ihn, weil wir ihn sehen wollten; wir wußten es vorher, daß wir ihn sehen würden und werden bei seinem Anblicke nicht überrascht. Laßt uns daraus schließen, daß die Ueberraschung eine Folge des Unvermutheten ist und daß diese Bewegung nicht aus der Neuheit, sondern aus der unerwarteten Erscheinung der Objekte entstehet. Was unvermuthet ist, hemmt plötzlich und unterbricht die Reihe unserer Vorstellungen und fängt einen neuen Fortgang der Ideen an; es entsteht daher in unserer Seele eine schnelle Abwechselung und ein jählinger Sprung von einer Vorstellung auf eine andere, die mit jener nicht verwandt ist: diese Empfindung von der plötzlichen Entstehung einer Idee, die durch keine vorigen herbeygeführet worden, ist das Gefühl der Ueberraschung.

Von dieser und selbst von der Empfindung des Neuen ist eine dritte Bewegung noch einigermaßen verschieden, die man bald Verwunderung, bald Bewunderung nennt,

nach-

nachdem die Gegenstände verschieden sind, durch welche sie hervorgebracht wird Man bewundert eine Ursache oder Handlung und wundert sich über einen Effekt, besonders wenn man die Ursache nicht weis, einen Körper, eine Sache, oder Beschaffenheit. Beyde Bewegungen entstehen aus der anschauenden Erkänntniß einer wichtigen und sonderbaren Neuigkeit, oder, die wir wenigstens für wichtig halten, wohl verstanden, daß das Objekt unsere Seele auf einmal fülle und nicht durch die succeßive Würkung seiner Theile eine partiale Vorstellung von sich selbst errege. Die Würkung eines solchen Gegenstandes erschüttert die Seele und hebt sie schnell in die Höhe; alle ihre übrigen Ideen werden dadurch verdränget, sie fühlt sich gleichsam leer von allen andern Vorstellungen, sie ergreift daher, um sich wieder zu füllen, das ganze wunderbare Objekt begierig und strengt ihre ganze Kraft auf dasselbe allein an; sie empfindet zugleich die Kluft und den Abstand zwischen dem hohen Gegenstande und sich selbst und diese Bewegungen zusammengenommen sind es, die man mit einem gemein-

meinschaftlichen Namen bezeichnet und Bewunderung genennt hat. c Sie ist eigentlich eine Folge aus unserer Endlichkeit und zugleich, wiefern sie angenehm ist, eine Schadloshaltung für dieselbe. Wir bewundern nur dasjenige, was über uns ist, und was wir nicht erreichen zu können glauben und wundern uns über Würkungen, deren Ursachen wir nicht völlig ergründen können. Wer gesagt hat, daß ein Weiser nichts bewundere, der hat vielleicht von einem Weisen geredet, der kein Mensch ist — —

Be-

c Home bestimmt diese Begriffe auf eine andere Art „ Th. 1. S. 393: „Neue und seltene Gegenstände reizen unsre Neubegierde vor allen andern „ und die Befriedigung dieser Leidenschaft ist die „ Bewegung, die wir unter dem Namen der „ Verwunderung kennen. Diese Bewegung ist „ von der Bewunderung unterschieden. Das „ Neue wirkt Verwunderung, man mag es finden, wo man will, in Beschaffenheiten, oder „ Handlungen; die Bewunderung ist auf die „ handelnde Person gerichtet, die etwas Wunderbares thut. „ Ich habe den Worten eine genauere Bedeutung gegeben, um ihre Anwendung auf die Künste leichter zu machen. Von derjenigen Verwunderung, die eine verächtliche Bewegung ist, wenn wir uns zum Beyspiel, über die Thorheiten eines Menschen wundern, ist hier ohnehin die Rede nicht.

Bewunderung, die zugleich überrascht, heißt Erstaunen. Wir erstaunen über eine wichtige und sonderbare Begebenheit, die wir nicht erwartet hätten, wie zum Beyspiel über die plötzliche Revolution einer Monarchie und unvermuthete Umstürzung des vorigen Staats Systems, ein Vorfall über den wir uns blos wundern würden, wenn wir ihn einigermaßen vorhergesehen hätten.

Das Staunen unterscheidet sich, wo ich nicht irre, von allen bisher beschriebenen Empfindungen. Es entstehet aus dem Wunderbaren, wenn dieses so groß ist, daß sich unsere Aussicht in dasselbe ins Unendliche verliert, daß unsere Blicke schwinden und die Ideen uns auf eine Zeit verlassen, wodurch unsere Phantasie, die vorher ganz gefüllet war, auf einmal leer, plötzlich wiederum voll und plötzlich wiederum leer wird. So staunen wir über den jähligen Anblick einer unermeßlichen Tiefe, oder bey dem schauervollen Gedanken der gränzenlosen Ewigkeit.

So hört ein Verirrter
Stimmen im einsamen Walde voll Nacht,
wenn über den Bergen

Mei-

Meilenferne Gewitter die Ceder den Wolken entstürzen.

Klopstok. d.

In einem solchen Zustande flieht die Seele aus dem Körper und läßt diesen auf eine Zeit sinnlos zurück. Erbeben, Schauer, betäubend Gefühl sind die Symptomen, welche das Staunen zu begleiten pflegen.

Indem die Ewigen sprachen,
Gieng durch die ganze Natur ein ehrfurchtvolles Erbeben.
Seelen, die jetzt wurden, die noch nicht zu denken begannen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph, ihm schlug sein Herz und um ihn lag wartend
Wie vorm nahen Gewitter die Erde, sein schweigender Weltkreis.
Nur in die Seelen zukünftiger Christen kam sanftes Entzücken
Und ein süsbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber sinnlos und nur zur Verzweiflung allein noch empfindlich,

Sinn-

e Im 7ten Gesange des Meßias.

Sinnlos, wider Gott was zu denken, entstürtzten im Abgrund
Ihren Thronen die Geister der Hölle.
Klopstock. e

Die Empfindung des Staunens ist übrigens sehr transitorisch; sie entstehet, zum Beyspiel, aus dem plötzlichen Anblicke einer großen unübersehlichen Scene:

Ihr schüchternes Auge
Hatte die Oberfläche der Erde kaum staunend erblicket.
Klopstok f

Ihre Würkung aber wird vermindert, sobald wir anfangen, das große Objekt im Detail zu denken und endlich verläßt sie uns gar.

Jetzo bewegt ihn das Mitleid, mit dem der geheiligte Jüngling
Auf die frommen Leidenden sah, so sehr, daß er schnell sich
Seinem verstummten Erstaunen entriß —

— — — — —

Jetzt

e Im ersten Gesange des Meßias.
f Im ersten Gesange.

Jetzt da das verstummende Staunen
Mich verlassen hat, wollen wir diesem gränzenlosen Meere
Einige Tropfen entschöpfen — —

Klopstok. g

Staunen über ein plötzliches Unglück heißt Schrecken.

Und die Priester hörten den Boten die Worte des Schreckens
Sagen und standen entfärbt und blieben starr, wie ein Fels steht,
Stehn. —

Klopstok h

Das Schrecken auf den höchsten Punkt getrieben wird Ohnmacht.

Ich sprachs, als ich urplötzlich einen Drachen
Aus blauer Tiefe steigen sah
Mit funfzig aufgerißnen feuerspeynden Rachen:
Ohnmächtig lag ich da.

Ramler. i

g Man muß die ganze Stelle im neunten Gesange nachlesen.

h Im sechsten Gesange

i Lied der Nymphe Persanteis.

Andere Leidenschaften entstehen nach und nach und wachsen in einem zunehmenden Fortgange an, bis sie ihren höchsten Punkt erreichen. Mit den Bewegungen, die wir beschrieben haben, verhält es sich auf eine entgegengesetzte Art. Sie entstehen auf einmal und ihr Fortgang ist ein Anticlimax; sie nehmen nach und nach ab. Die Ohnmacht verschwindet in Schrecken, das Schrecken in Staunen, das Staunen in Erstaunen, das Erstaunen in bloße Bewunderung und diese verliert sich nach und nach auch, sobald die Ideen weniger lebhaft werden, oder wir Zeit gewinnen, den Gegenstand in seine Theile zu zergliedern.

Man hat gefraget, ob die Bewegungen des Neuen, Unerwarteten und Wunderbaren an sich schon angenehm sind. k Die Befriedigung der Neubegierde ist es allemal. Allein dieses Gefühl ist sehr transitorisch und gehet vorüber, wenn man es

kaum

k Home Th, I. S. 395. f. f. Der Schlus dieses Verfassers ist sehr richtig: Durch das Neue wird ein natürlicher Trieb befriediget. Die Stillung eines Grundtriebes gibt allemal Vergnügen. Und folglich ist die Empfindung des Neuen allemal angenehm.

kaum empfunden hat. Der Gegenstand kann, an sich betrachtet, unangenehm seyn und dann überwieget und verdränget das widrige Gefühl aus der Betrachtung des Objekts sehr bald das Vergnügen aus der Stillung der Neubegierde. Wir haben dieses kaum gefühlt, so haben wir es auch schon vergessen und sind voll von den verdrüßlichen Empfindungen, die der Gegenstand selbst hervorbringt. Das Vergnügen wird daher oft durch das Misvergnügen ganz verdunkelt und unmerklich. Oft ist der Vorwurf an sich selbst so klein und unbeträchtlich, daß er kaum fähig ist, unsre Neubegierde auf sich zu ziehen und in diesem Falle muß auch das Vergnügen, was entstehet, wenn sie befriediget wird, überaus klein seyn. Ein gleichgiltiges Objekt wird dadurch einigermaßen intereßant und angenehm, weil es neu ist; ein angenehmes wird noch angenehmer und ein unangenehmes bleibt mit aller seiner Neuheit das, was es ist; oft wird es dadurch selbst noch unangenehmer, oder es erreget eine vermischte Empfindung, die halb Vergnü-

gen über die Neuheit, halb Misvergnügen über das Objekt ist.

Etwas ähnliches müssen wir von der Ueberraschung behaupten. Wenn das Unerwartete neu ist, so muß es in so fern vergnügen, wenn seine Würkung nicht durch andere Umstände gehindert wird. Ausserdem nimmt das Gefühl der Ueberraschung den Charakter des Objekts an, von dem es erregt wird und erhöht ihn in seinen Würkungen noch mehr. Eine angenehme Begebenheit ist doppelt angenehm, wenn wir keinen Grund hatten, sie zu vermuthen und die Empfindung eines Unglücks ist nie unangenehmer und beugender, als wenn es uns von ohngefehr begegnet, oder die Bewegungen des Staunens und Schreckens hervorbringt. Uebrigens muß noch die Hintergehung der Erwartung von dem Unerwarteten selbst unterschieden werden, vielleicht als eine Gattung von dem Geschlechte. Ein anders ist: es geschieht etwas, was ich nicht vermuthet hatte; ein anders; das was ich vermuthet hatte, geschieht nicht. Nichts ist verdrüßlicher, als wenn unsere Hofnung fehlschläget; wir wissen nicht, ob wir mit

uns

uns selbst, oder mit dem Glücke zürnen sollen; mit diesem, weil es unsere Wünsche vereitelt, mit uns selbst, weil wir so einfältig gewesen sind, uns mit einer leeren Hofnung zu schmeicheln. In diesem Falle entstehet allemal ein unangenehmes Gefühl, welches demjenigen ähnlich ist, was wir am Ende eines sonst gut geschriebenen Romans empfinden, wenn der Verfasser boßhaft genug gewesen ist, um unsere Erwartung zu mishandeln. l Doch kann unsere Erwartung auch auf eine angenehme Art hintergangen werden, wenn die Peripetie glücklicher ist, als wir aus den vorhergegangenen Umständen vermuthen konnten.

Die Bewunderung wird angenehm durch das Gefühl der Neuheit, durch die Beschäftigung, die sie unserer Phantasie gibt und durch die Bewegungen des Großen, Son-

l Ich meine die Geschichte der Miss Fanny Wilkes vom Herrn Hermes. Die beiden Haupt Personen, die einander auf das stärkste lieben, werden bis an die Trauung gebracht; hier entdeckt sich eine Verwandschaft, die ihre Heurath unerlaubt macht und damit ist der Roman aus. S. die Gött. A. vom Jahr 1766. S. 363.

derbaren und Erhabenen, welches eigentlich ihr Gegenstand ist. Sobald das Objekt aufhört, für uns neu zu seyn, so hört die Bewunderung auf und das Vergnügen, was sie uns gab, verschwindet. Wenn nun gleich die Bewunderung an sich ein zusammengesetztes Vergnügen hervorbringt, so kann sie doch nach dem Interesse und Antheil, welchen wir an dem Vorwurfe nehmen, bald in einem höhern Grade angenehm, bald aber auch unangenehm werden Durch das Angenehme des Gegenstandes wird die Bewunderung und durch die Bewunderung das Angenehme des Gegenstandes erhöhet und vergrößert. Einen Helden, für den wir parteyisch sind, bewundern wir mehr, als einen andern, der uns weniger intereßiret und selbst durch diese Bewunderung werden wir für ihn immer noch mehr eingenommen. Wenn das Objekt unangenehm und zugleich für uns gefährlich ist, so wird durch das Unangenehme des Gegenstandes gleichfalls die Bewunderung vermehret und durch die Bewunderung das Unangenehme selbst welches wir bei dem Schrecken wahrnehmen. Ist hingegen der Gegenstand unangenehm, ohne

gefähr=

gefährlich zu seyn, so wird dadurch insgemein die Bewunderung vermindert, wenn gleich das Mißvergnügen aus dem Gegenstande durch die Bewunderung vermehret wird. Einen Helden, wider den wir eingenommen sind, bewundern wir nicht gern und am Ende werden wir ihn desto mehr hassen, je mehr wir ihn vorher haben bewundern müssen.

Wir wollen aus allem diesem den Schluß machen, daß das Neue, Ueberraschende und Wunderbare Phänomena sind, die an sich angenehme, aber transitorische Empfindungen verursachen, übrigens aber allemal diejenigen Bewegungen vermehren, welche der Gegenstand selbst erzeuget, auf den sie gerichtet sind. Von der Ueberraschung scheinet Home in Ansehung des ersten Punkts das Gegentheil zu behaupten. *m* „Ich bin, „sagt er, geneigt, zu glauben, daß die „Ueberraschung keinen beständigen Charak„ter hat, sondern den Charakter des Ge„genstandes annimmt, von dem sie erzeugt „wird. — — Die unerwartete Erschei„nung eines Gegenstandes scheint nicht

m Th. I. S. 401.

„ die Gewalt zu haben, eine besondere
„ Bewegung zu würken, die sich von der
„ ergötzenden, oder verdrüßlichen Bewe-
„ gung unterscheiden ließe, welche der Ge-
„ genstand in seiner gewöhnlichen Erschei-
„ nung erregt. Natürlicher Weise kann sie
„ keine Würkung sonst haben, als diese
„ Bewegung zu stärken, indem sie dieselbe
„ entweder ergötzender, oder verdrüßlicher
„ macht, als sie gewöhnlich sind. Und
„ diese Muthmassung wird durch die Er-
„ fahrung sowohl, als durch den Sprach-
„ gebrauch bestättigt, der auf die Erfah-
„ rung gegründet ist. Man sagt, daß ein
„ Mensch angenehm überrascht wird, der
„ einen Freund unerwartet antrift, und un-
„ angenehm, wenn er unvermuthet einem
„ Feinde begegnet. Es ist also offenbar,
„ daß die einzige Würkung der Ueberra-
„ schung darinnen bestehe, daß sie die Be-
„ wegung vergrößert, die der Gegenstand
„ an sich erregt. „ Die Gründe, wodurch der Lord seine Meinung bestättigen will, sind selbst wider ihn und beweisen zu viel. Man sagt, daß es sowohl angenehme, als auch unangenehme Neuigkeiten gebe und

den-

dennoch behauptet Home, daß das Gefühl der Neuheit an sich allemal angenehm sey. *n* Ein Gegenstand, sagt er ferner, kann uns in einer Betrachtung ergötzen und in einer andern schrecken. *o* Dies ist der Fall bei der Ueberraschung. Das Unerwartete bekommt für uns die Tinctur der Neuheit und ist dadurch angenehm; es kann auf einer andern Seite unangenehm seyn; dann vermischen sich beide Bewegungen, oder die eine wird durch die andere unterdrückt.

Wir wollen von diesen Untersuchungen, die der Psycholog uns nicht hätte sollen übrig lassen, auf die besondere Betrachtung des Neuen, Unerwarteten und Wunderbaren fortgehen, wiefern diese Begriffe in den Künsten brauchbar sind.

Der Gegenstand, der für uns neu seyn soll, kann eine Sache, oder eine Handlung seyn. Eine Handlung ist alt, die wir schon empfunden haben, oder die nichts an sich hat, was nicht gewöhnlich wäre. Sie ist also neu, wenn sie etwas sonderbares enthält, und wir sie zum erstenmal sehen, vor-

n S. 398.
o S. 397.

ausgesetzt, daß wir noch keine gesehen haben, die dieser sehr ähnlich gewesen wäre. Eine Sache ist für uns neu, die uns, wenn wir sie empfinden, von sich selbst eine lebhaftere Idee giebt, als wir vorher gehabt haben.

Diese Neuheit der Sachen und Handlungen hat ihre Grade. Den untersten Grad findet man bey Gegenständen, die uns seit langer Zeit gleichgültig sind, wenn wir durch einen ohngefähren Zufall veranlasset werden, sie mit andern Augen zu betrachten. Selbst Jupiter, dieser große Liebhaber des Neuen und der Abwechselung, fand bey einer gewissen Gelegenheit an seiner Frau neue Reize, die er entweder noch nicht gekannt, oder schon längst vergessen hatte:

Es wundert ihn, die nngemeinen
Gaben,
Die seine Frau bey diesem Anlaß zeigt,
Noch nie an ihr entdeckt zu haben.

Wieland. †

† Komische Erzählungen.

Vielleicht ist das die Ursache, weswegen einige versichern wollen, daß Eheleute einander nie zärtlicher lieben, als wenn sie sich nach einem kleinen Misverständnisse wieder vereiniget haben, in einer ruhigen Nacht nach einem stürmischen Tage.

Der folgende Grad des Neuen wird an solchen Gegenständen angetroffen, die wir so lange nicht empfunden haben, daß ihre Idee in unserer Phantasie entweder ausgelöscht, oder verdunkelt ist. Diese erhalten, wenn wir sie wieder sehen, für uns beynahe das völlige Ansehen der Neuheit. Eine Stadt, die wir lange nicht besucht haben, giebt uns neuen Reiz und ein Buch, das wir seit geraumer Zeit nicht gelesen und fast vergessen haben, lesen wir jetzt fast mit so vielem Vergnügen, als wenn es neu wäre. q

Ein

q Home Th. I. S. 403. „Den geringsten „Grad des Neuen findet man bey Gegeständen, die man nach einem langen Zwischenraume von Zeit zum zweytenmal siehet." Man kan diesen Grad des Neuen durch die beständigen Abwechselungen der Moden erläutern. Eine Mode, die jetzt neu ist, wird in zehn Jahren alt und dann wieder neu seyn, wenn

Ein Gegenstand von einer bekannten Gattung, der etwas Sonderbares und Ungewöhnliches an sich hat, wird dadurch neu, aber nur in einem geringern Grade; es sey denn, daß er durch das Sonderbare beynahe in eine andere Gattung übergehet, als in welchem Falle seine Neuheit sehr groß ist. Ein Kind, was mit Zähnen und langen Haaren gebohren wird, ist ein würdiger Gegenstand unserer Neubegierde, noch mehr aber, eine Misgeburt, von der man nicht weis, ob es ein Mensch oder Thier ist und welche auf beide Gattungen gleichen Anspruch zu haben scheinet.

Ein Gegenstand, den man vorher nur aus Schilderungen gekannt hat, ist neu, wenn man ihn selbst sieht, ein Löwe, zum Beyspiel, oder ein Comet. r Oft wird das Gefühl einer solchen Neuheit durch eine verdrüßliche Bewegung unterdrücket, die entstehet, wenn man uns den Gegenstand

sie lange genug alt gewesen ist, um vergessen zu werden.

r Home Th. I. S. 405. „Der nächste höhere „Grad des Neuen wird bey Gegenständen „gefunden, von denen man vorher einige „Nachricht gehabt hat."

stand wunderbarer, oder vortreflicher abgeschildert hat, als wir ihn in der That befinden. Wem fällt hierbey nicht Hans Nord und das Gellertische Wunderpferd ein! Wir werden unwillig, wenn man uns mehr versprochen hat, als man halten kann und fragen mit Verdruß:

Amphora coepit
Inſtitui, currente rota cur vrceus exit?

Einen höhern Grad der Neuheit finde ich, mit Home, s an Gegenständen, die nur einige entfernte Aehnlichkeit mit einer bekannten Gattung haben. „Eine starke Aehnlichkeit zwischen einzelnen Gegenständen von einerley Gattung vernichtet die Würkung des Neuen fast gänzlich; wo nicht die Entfernung des Ortes, oder andere Umstände hinzukommen. Aber wo die Aehnlichkeit schwach ist, da fühlen wir einige Verwunderung; und die Bewegung steigt in gleichem Verhältnisse mit der Schwachheit der Aehnlichkeit.„

Ein Gegenstand, den wir vorher nur dem Namen nach gekannt haben, ohne in unserer

s Th. I. S. 405.

unserer Phantasie auch nur einige Züge von seinem Bilde gehabt zu haben, ist, wenn wir ihn sehen, in einem sehr hohen Grade neu und erregt ein desto stärkeres Vergnügen, je begieriger wir waren, ihn kennen zu lernen.

Noch größer ist die Neuheit einer Sache, von der wir vorher gar nichts gewust haben, nicht einmal den Namen, einer ganz neuen Gattung, die gar keine Aehnlichkeit mit bekannten Dingen hat. Diesen Grad der Neuheit müssen die Polypen bey ihrer ersten Entdeckung gehabt haben, die, wenn man sie mit Thieren vergleicht, Gewächse und mit Gewächsen verglichen, Thiere scheinen und eben dadurch weder diesen, noch jenen ähnlich sind.

Bey Dingen, die wir bisher für völlig unmöglich gehalten haben, vereinigt sich, wenn wir sie würklich erblicken, das Gefühl der Neuheit mit der Ueberraschung und beyde zusammen genommen würken die stärkste Bewegung, die irgend ein neues Objekt erregen kan. Dergleichen Empfindungen würde ein Schiff zur Reise in den Mond, die Quadratur des Cirkels und

das

das Perpetuum Mobile hervorbringen, wenn diese Dinge könnten erfunden werden.

Ein neuer Gedanke ist ein solcher, der noch nicht ist gebraucht worden, oder eine Verbindung von Ideen, die vorher noch nicht bekannt war. Er kan neu seyn durch die Neuheit seines Objekts, zum Beyspiel, eines Teufels, der, wie Abbadona noch als Teufel edel denkt und seinen Abfall bereuet:

— Er dachte der Zukunft
Und dem Vergangnen voll Seelenangst
nach. —
— — — — —
Jammernd und in sich gehüllt denkt er
an diese Geschichte
Seiner einst heiligen Jugend und an
den lieblichen Morgen
Seiner Schöpfung zurück, u. s. w.

Klopstok. *

Oder

* Man lese die ganze Episode und insbesondere die Rede des Abbadona im zweyten Gesange des Meßias. Was werden diejenigen Herren sagen, die gewohnt sind, die Orthodoxie der Gedichte nach dem Quenstedt zu messen, wenn sie in einem von denen noch ungedruckten Gesängen der Meßiade lesen werden, daß

Oder durch Entdeckung neuer Seiten und Verhältnisse an bekannten Objekten, wie wenn Jupiter, dieser große Ehebrecher, selbst ein Hahnrey wird:

Das Ding kommt Jupitern nicht gar zu richtig vor;
Ihm jückts am Vorder Haupt, ihm singt das rechte Ohr
Und kurz es steigt ein kleiner Zweifel
Aus seiner linken Brust an seine Stirn empor.
Er macht sich klein, wie Miltons kleinsten Teufel,
Schlüpft in den Saal und sieht in stiller Ruh,
Wie einem Weisen ziemt, dem schönen Lustspiel zu.

Wieland u

Oder durch neue Wendungen, neue Verknüpfungen der Gedanken, Vergleichungen und neue Verbindungen alter Gegenstände:

Sie

Abbadona bestimmt ist, Theil an der Erlösung zu nehmen und am Tage des Gerichts wieder begnadiget zu werden.

u Komische Erzählungen S. 156.

Sie haßt ihn anfangs nur aus Furcht,
sie möcht ihn lieben.
Wieland v

Die Göttin nickt ein lächelndes Verbot
Und wird dabei bis an den Busen roth.
Eben derselbe. w

Er wagts von Grad zu Grad bis ihm
vor lauter Wagen
Nichts mehr zu wagen übrig blieb.
Eben derselbe. x

As glorious to the ſight,
As is a winged meſſenger from heaven
Unto the white uptumed wondring
eye
Of mortals, that fall bak to gaze on
him,
When he beſtrides the lazy-pacing
clouds,
And ſails upon the boſom of the air.
Shakſpear y

Oder endlich durch ungewöhnliche Ausdrücke, die dem ganzen Gedanken ein neues Ansehen geben:

v S. 140.
w S. 151.
x S. 180.
y S. den Home Th. I. S. 406.

Doch Düfte von Ambrosia,
Die ihm mit süssern Schwall, als von den Zimmet-Hügeln
An Ceylans Strand entgegen wehn,
Ermuntern ihn zuletzt die Augen aufzuriegeln.

Wieland. z

Es kann ein Gedanke für den einen Leser neu seyn, der für einen andern alt ist. Wenn es wahr wäre, daß nichts gesagt wird, was nicht schon ist gesagt worden, so würde kein Gedanke anders, als nur in Beziehung auf gewisse Leser neu seyn. Allein die Quelle der Empfindung ist unerschöpflich, ihre Bilder unzählig und die möglichen Verbindungen der Ideen unendlich. Neue Gedanken können freylich nur von einem Genie hervorgebracht werden, was die Gabe hat, die Dinge von neuen Seiten zu betrachten und da zu sehen, wo andere blind waren, das ist von einem Original Genie. Für einen Künstler von dieser Art ist kein Objekt erschöpft; er hat nicht nöthig mit Hermann Axeln im Svidas auf die Fabel Jagd zu gehn; sein eigen Genie bietet

z S. 1751

bietet ihm einen unermeßlichen Vorrath zur Bearbeitung an, Quellen, die seine Vorfahren ungenutzt, und Felder, die sie unbebaut gelassen haben.

Bei der Neuheit der künstlichen Werke unterscheide man die Neuheit des Produkts in seiner Art und des Produkts, als Individuum. Die Ilias war neu in ihrer Art, die Aeneide nur als Individuum. Die Geschichte des Don Quichotte war durchgehends neu; Don Sylvio von Rosalva ist es nur als Individuum. Ein Produkt ist also neu in seiner Art, wenn es das erste in einer Gattung ist, die man bisher noch nicht gekannt hat; es ist neu als Individuum, wenn in demselben die Idee einer bekannten Gattung auf eine neue Art behandelt wird. Nur dergleichen Werke und vorzüglich die von der ersten Classe, verdienen Originale genennt zu werden. Ich schließe hierdurch alle sclavische Nachahmer, alle Zulima Sänger und ätherische Gedanken Jäger von dem Anspruche auf die Neuheit ihre Werke aus. Sie vervielfältigen allenfalls ein einziges Original und geben es uns mehrmalen in schlechten Copien wieder.

O imitatores seruum pecus! — —

Ein Gedanke ist unerwartet, der ohne anscheinende Vorbereitung so gedacht wird, daß ihn das vorhergehende nicht herbeizuführen scheint; eine vorzügliche Eigenschaft des Naiven und der Pointe im Sinngedicht.

Ich schwör es, Lauren dich zu hassen!
Den Haß schwör ich dir zu!
Ich schwör es, jedes Kind zu hassen;
Denn jedes ist wie du,
Ich schwör es dir vor Amors Ohren,
Daß ich — — ach! daß ich falsch geschworen.

Leßing. a

Ein Gedanke ist desto unerwarteter, je mehr wir aus dem vorhergehenden sein Gegentheil vermuthen sollten.

Mit Ehren, Wein, von dir bemeistert,
Und deinem flüßgen Feur begeistert,
Stimm ich zum Danke, wenn ich kann,
Ein dir geheiligt Loblied an.
Doch wie? In was für kühnen Weisen
Werd ich, o Göttertrank, dich preisen?

Dein

a Schriften Th. I. S. 67.

Dein Ruhm, hör ihn summarisch an,
Ist, daß ich ihn nicht singen kann.
Leßing *b*

Zuweilen liegt das Unerwartete nur in der Wendung des Gedankens, nicht in der Sache selbst.

Mit richtrisch scharfem Kiel durchackert seine Lieder
Gargil. Ins neunte Jahr schreibt, löscht und schreibt er wieder.
Sein Lied ist Lieb und Wein. Kann man es ihm verdenken,
Daß er der Nachwelt will vollkommne Possen schenken?
Leßing. *c*

Zuweilen aber wird der Gedanke dadurch unerwartet, weil die Handlung, die er uns beschreibt, selbst unerwartet ist:

Mein Held gehorcht und findet, wie Rosette
Ihm vorgesagt, Frau Procris auf dem Bette

b Th. I. S. 31.
c Th. I. S. 190.

Im süßen Schlaf — doch, Götter!
welch Gesicht!

— — — —

Was siehst du Cephalus, o schreckliches Gesicht!
Ein Jüngling ruht an ihrem Busen.
Wieland *d*

Diese letzte Gattung des Unerwarteten ist oft eben so angenehm in der Schilderung, als unangenehm in der Sache selbst:

Diese Nacht vergieng
Schon halb, als Seladon sich bebend unterfieng,
Den ersten Kus auf ihren Mund zu wagen,
Und welch ein Kus! indem sie sich bemüht,
Ihm zu entfliehn und ihm doch nicht entflieht,
Wie blinkt ihr Aug? — —
Ihr Götter! Seladon! was kann
Solch eine Wollust — wie? du fuhrst ergrimmt zurücke?

Wie

d Komische Erzählungen S. 221.

Wie glücklich, ruft er, wär in diesem Augenblicke
Ein jeder andrer, als dein Mann!

Wieland e

Eine besondere Art des Unvermutheten ist die Hintergehung unserer Erwartung, f wenn das nicht erfolgt, was wir vermuthet hatten. Diese gibt in Handlungen oft ein unangenehmes Gefühl, in einzelnen Gedanken aber ein vortrefliches epigrammatisches Salz:

Mit ihrem Hund und bloßen Brüsten,
Sah Lotte frech herab.
Wie mancher lies sich nicht gelüsten,
Daß er ihr Blicke gab!
Ich kam Gedankenvoll gegangen
Und sahe steif heran.
Der, denkt sie, der ist auch gefangen
Und lacht mich schalkhaft an.
Allein, gesagt zur guten Stunde,
Die Jungfer irrt sich hier.
Ich sah nach ihrem bunten Hunde,
Er ist ein artig Thier.

Leßing g

 Ein

e S. 208, 209.
f S. vorher S.
g Th. I. S. 46.

Ein Gedanke ist wunderbar, wenn er gros, sonderbar und neu ist. Er kann wnnderbar seyn durch seinen Gegenstand, oder durch sich selbst und durch die Kühnheit, die der Künstler besitzen muste, um ihn zu schaffen. Ein Körper wird wunderbar durch Höhe, Tiefe und Ausdehnung:

Mitten in der Versammlung der Sonnen erhebt sich der Himmel,
Rund, unermeßlich, das Urbild der Welten, die Fülle
Jeder sichtbaren Schönheit, die sich, gleich flüchtigen Bächen,
Ringsum durch den unendlichen Raum nachahmend ergiesset.
Klopstok *h*

Eine Person wird wunderbar durch Unendlichkeit:

Aber Jehovah saß hoch und voll Ernst auf dem ewigem Throne.
Neben ihm stand Eloa und sprach: Wie ist jetzo dein Antlitz,
Ewiger, so furchtbar! Wie glänzet aus deinem Auge
Lau=

h Im ersten Gesange.

Lauter Gericht! Wie reden so laut die
Donner herunter!
Die Myriade sprach jezt! Gleich spricht
die andre! Nun hör ich
Schon das Rauschen der dritten von
fern! dort wandelten Sterne:
Gott, kaum sahst du herab, da waren
die Sterne geflohen u. s. w.
Klopstok i

Als er über dir gieng, als sein erhab-
neres Antlitz
Wandelnde Himmel umflossen, als sei-
ne göttliche Rechte
Sonnen hielt und wog und Morgen-
sterne die Linke.
Eben derselbe. k

Durch Größe, die beinahe Unendlichkeit ist:
Vor allen,
Die Gott schuf, ist er groß, der Näch-
ste dem Unerschafnen.
Klopstok l

Oder überhaupt durch Größe, die wir nicht erreichen können:

i Im fünften Gesange.
k Im fünften Gesange.
l Im ersten Gesange.

Damals, ja damals erschuf er euch,
Seraphim, Geistergeschöpfe,
Voll von Gedanken, voll mächtiger
Kräfte, des Schöpfers Gedanken,
Die er in euch von ihm selber erschaft,
anbetend zu fassen.

Klopstok *m*

Handlungen werden wunderbar durch ihre Ursachen und Folgen und vornehmlich durch den Einflus übernatürlicher Kräfte:

Die Welten, sprach Urim,
Aller Engel gekrönte Thaten, die Freuden der Engel
Sind uns zählbar; allein die Folgen der großen Erlösung,
Gottes Erbarmungen nicht.

Klopstok *n*

Maschinen sind künstliche Vorstellungen von der Einwürkung übernatürlicher Ursachen in eine natürliche Reihe von Handlungen. Diese, wenn sie in kleine unintereßante Begebenheiten eingeflochten werden, geben diesen eine wunderbare Gestalt, die mit ihrer Kleinigkeit auf eine lustige Art contra-

m Im ersten Gesange.
n Im ersten Gesange.

trastiret und eben dadurch das Lächerliche vermehret. Ich werde an einem andern Orte Gelegenheit finden, meine Meinung von den Maschinen zu sagen. Wer etwas ausführlicheres verlanget, der lese die Abhandlung des Herrn Schlegel vom Wunderbaren, * oder das, was Bodmer über diese Materie geschrieben hat.

Nicht alle schöne Künste vermögen das Unerwartete und Wnnderbare nachzuahmen, oder vermögen es wenigstens nicht in gleichem Grade. Das Unerwartete gehört für diejenigen Künste, deren Nachahmung fortschreitend ist. Eine Bildsäule kann mich überraschen, wenn ich sie unvermuthet sehe; aber diese Würkung hatte gewis der Künstler nicht hineingeleget; die Statue verhält sich blos leidend und die Ueberraschung ist nicht eine Folge der Kunst, sondern des unvermutheten Anblicks. Hier findet der Dichter eine Laufbahn, auf welcher er den bildenden Künstler unendlich überhohlen kann; oder vielmehr eine Laufbahn, die dieser gar nicht betreten soll.

Ich

* In seinem Batteux S. 431. f. f.

Ich habe wohl nicht nöthig, mich in einer weitläufigen Untersuchung über die Fehler zu verbreiten, die man in diesem Punkt begehen kann. Der Fehler öder Köpfe ist, nichts zu sagen, was nicht schon gesagt ist, zu schildern, wie man längst geschildert und zu denken, was man längst gedacht hat. Was ihre Vorgänger gesehen haben, das sehen diese Leute auch, die Glücks Sonne, die Todes Nacht, Rosen auf den Lippen, Lilien auf den Wangen und Brüsten — und weiter nichts. p Der Fehler des Genies ist, nichts zu denken, was

p Je ne trouve jamais le Chant des *oiseaux*, que je ne me prepare au bruit des *ruisseaux*; les *Bergeres* sont toujours couchées sur des *fougeres*; et on voit moins les *boccages* sans les *ombrages* dans nos vers, qu'au veritable lieu ou ils sont. St. Evremond Lettre au Marechal de Crequy. Man lese auch die Schrift des Chorherrn Breitinger von Gleichnissen S. 277. f. f. Ich finde bei diesem Verfasser, der jetzt aus der Mode zu kommen scheint, viele gedachte und brauchbare Bemerkungen, wenn ich mich gleich nicht überwinden kann, mit ihm den Homer für einen Polyhistor und Kenner der Geheimnisse aller Künste, Handwerker, Lebensarten und Wissenschaften zu halten. S. f. 282. Seine Gleichnisse müssen freylich alle neu seyn, da wir keine Vorgänger wissen,

was schon gedacht ist, passende Ausdrücke, treffende Bilder blos darum zu verschmähen, weil sie alt sind, überall nach neuen, oft ungewöhnlichen, oft gezwungenen Wendungen zu gaukeln und den Produkten der Kunst oft Neuheit auf Unkosten der Schönheit uud Wahrheit zu geben. Man wird beyde vermeiden, wenn man sich hütet, nach Regeln ohne Genie und mit Genie ohne Geschmack zu arbeiten, wenn man überall der Natur als einer getreuen Führerin folget, so lang sie uns begleitet und bei jedem Schritte an

sich

von denen er sie hätte entlehnen können. Die Gleichnisse des Herrn Klopstok sind es nicht weniger und es sollte mir leicht seyn, zu zeigen, daß der deutsche Homer, weil man ihn doch einmal so nennet, ein größerer Polyhistor sey, als der Griechische. Sollten unsere Dichter das Glück haben, von der Nachwelt mit eben den Augen, mit welchen wir auf die griechischen Poeten zurücksehen, dereinst betrachtet, und nach eben der Hermenevtik ausgeleget zu werden; so würde gewiß der ärmste unter ihnen noch Polyhistor genug seyn, um alle prosaische Polyhistors zn übertreffen, die man nur nach dem beurtheilt, was sie würklich sagen, nicht was sie zu sagen scheinen.

sich selbst die heilsamen Fragen thut: Was würde Homer hier gedacht haben? Wie würde Klopstok diesen Vorwurf behandelt haben? Welch eine Wendung hätte wohl Anakreon genommen? Man dünke sich selbst ein Homer, Klopstok, oder Anakreon zu seyn und lasse sein eigen Genie antworten.

Schicklichkeit, Anstand, Würde und Tugend.

Das Gefühl der Uebereinstimmung ist ein Geschmack von höherer Gattung, als die bloße Empfindung des Schönen; wir unterscheiden dadurch das Angemeßne von dem Ungereimten, das Schickliche von dem Unschicklichen und das Anständige von dem Unanständigen, und dieses Gefühl erstrecket sich selbst durch alle Werke der Kunst und des Genies. Eine Sache, die an sich schön ist, kann in der Zusammensetzung mit andern nie häßlich, aber unschicklich werden und dem Ganzen ein widerwärtiges Gepräge geben, was mit der Häßlichkeit einerley Würkung thut. Und aus dem Fragmente einer Statue, einer Gruppe, einer Mahlerey, eines Gedichts kan man wohl von der Schönheit im Detail, aber nie von der Congruenz des Ganzen

zen

zen urtheilen. a Wir wollen daraus schliessen, daß das Gefühl der Uebereinstimmung mit dem Gefühl des Schönen nicht einerley ist, wenn sie gleich beyde ähnliche Würkungen hervorbringen.

„ Das Gefühl vom Uebereinstimmen-
„ den, sagt Home, b naht sich so sehr
„ dem Gefühle, was wir von der Schön-
„ heit haben, daß man gemeiniglich das
„ erste für eine Gattung des letztern hält.
„ Gleichwohl sind sie so wesentlich verschie-
„ den, daß sie sich niemals mit einander
„ vereinigen. Die Schönheit haftet,
„ gleich der Farbe, auf einem Gegenstan-
„ de, das Uebereinstimmende auf mehrern.
„ Ausserdem kan ein Ding, was an sich
„ schön ist, in Verhältnis mit andern das
„ stärkste Gefühl der Unschicklichkeit würken.

Die Empfindung von einem Mangel der Uebereinstimmung ist, in den meisten

Fällen

a Si auulsum statuæ caput, aut membrum aliquod inspiceres, non tu quidem ex illo posses congruentiam aequalitatemque deprehendere; posses tamen judicare, an id ipsum satit elegans esset. Plin. iun. lib. II. epist. 5.

b Th. II. S. 7.

Fällen, weit unangenehmer, als das Gefühl der Uebereinstimmung angenehm ist, oder würkt wenigstens stärker, weil dieses oft ohne Bewustseyn statt findet, mit welchem jene allemal verknüpft ist. Die Uebereinstimmug empfinden wir insgemein nur in einer dunkeln Idee, die zu dem Ganzen nicht ausdrücklich hinzugedacht wird. Eine Unschicklichkeit hingegen, eine Disharmonie, ein Mangel der Proportion wird halb empfunden und halb gedacht; die Idee des Ganzen wird dadurch völlig zerrüttet, und der Verdruß, welcher daher entstehet, ist desto größer, je schöner die Theile an sich sind, welche zusammengenommen einen Mißton verursachen. Wenn der unschickliche Gegenstand sehr unwichtig und unintereßant ist, so wird die unangenehme Bewegung aus dem Mangel der Uebereinstimmung durch das Gefühl des Lächerlichen vermindert, oder unterdrückt: ist der Gegenstand wichtiger und die Unschicklichkeit moralisch, so entsteht ein Hohngelächter; ist das Objekt zugleich intereßant, so verschwindet das Lächerli-

che; Verachtung und andere unangenehme Empfindungen bleiben allein zurück. c

Wir wollen es versuchen, dieses Gefühl aufzuklären und in Begriffe zu verwandeln. Die Uebereinstimmung, oder Harmonie ist das Geschlecht, und bedeutet eine solche Verhältniß der Dinge, in welcher die einzelne Würkung derselben durch keine Contrarietät behindert wird. In einer genauern Bedeutung wird die Harmonie nur solchen Gegenständen beygelegt, deren Theile auf einander folgen, wie

c Oft intereßirt ein Gegenstand gewisse Personen in einem hohen Grade, bey welchem andere sehr gleichgültig sind. Dies ist die Ursache, weswegen eine Unschicklichkeit oft einigen lächerlich, andern verdrüßlich und für noch andere rührend ist. C'est ainsi, sagt Voltaire, que la vie des hommes est bigarreé; souvent même une seule avanture produit tous ces contrastes, (de serieux et de plaisanterie, de comique et de touchant). Rien n'est si commun qu'une maison dans laquelle un pere gronde, une fille occupée de sa passion pleure; le Fils se moque des deux, & quelques parens prennent differemment part à la scene. On raille tressouvent dans une chambre de ce qui attendrit dans la chamcre voisine; & la même personne a quelquefois ri et pleuré de la même chose dans le même quart d'heure.

wie, zum Beyspiel, einem Gedichte, oder einer Musik. d

Die Schicklichkeit ist die Harmonie unter solchen Theilen, die zugleich sind, mit dem Ganzen und unter einander selbst.

Die Schicklichkeit der Theile zur Erreichung eines gemeinschaftlichen Endzwecks ist Convenienz.

Die Proportion ist die Schicklichkeit der Theile in Ansehung ihrer verhältnismäßigen Größe.

Das Schickliche in Ansehung der Aehnlichkeit, verbunden mit Proportion, ist Symmetrie. Parrhasius hat sie in der Mahlerey zuerst, und Lysippus am meisten beobachtet. e

Schicklichkeit bey Personen in solchen Dingen, die sich auf ihre Willkühr beziehen, heist Anstand. Eine besondere Gattung desselben ist das Decorum, eine sol-

d S. den Gerard vom Geschmack im 5ten Cap. Man könte sagen, Einförmigkeit in der Mannichfaltigkeit der Töne ist Harmonie; und die Melodie ist eine bestimmte Abwechselung und Folge der Töne, nach welcher sie mehrmahl wiederhohlt werden können.

e Plin. nat. hist. Lib. XXXV. cap. 8. und 10.

che Modification des äusserlichen Betragens, eine solche Mischung politer Sitten, die eine vollkommene Seele anzeiget, oder, wie sich ein scharfsinniger Philosoph ausdrückt, f eine Uebereinstimmung unsers äusserlichen Bezeigens mit den innerlichen Vollkommenheiten, welche wir besitzen und nach unserm Stande besitzen sollten.

Ich setze zu diesen Begriffen die Stelle meines Autors, aus welcher ich jene geschöpft habe. „Durch einen natürlichen Trieb, sagt Home, g verlangen wir etwas Angemessenes, oder eine gewisse Uebereinstimmung bey Dingen, die durch irgend ein Verhältnis mit einander verbunden sind. Diese Uebereinstimmung oder dieses Angemessene nennt man das Schickliche und Anständige; und den Mangel desselben das Unschickliche und Unanständige. Schicklich und anständig werden oft für Synonimen gehalten; sie lassen sich aber doch von einander unterscheiden. Das Schickliche

f Darjes philosophische Sittenlehre §. 414.
g Th. II. S. 4. und 7.

„ liche ist das Geschlecht, von dem das „ Anständige eine Gattung ist. Denn „ wir nennen nichts anständig, ausser dem „ Schicklichen, oder Angemeßnen, das „ zwischen empfindenden Wesen und ih= „ ren Gedanken, ihren Worten und Hand= „ lungen erfordert wird. „

Vielleicht werden die angegebenen Begriffe dadurch zugleich brauchbarer und deutlicher, wenn wir sie auf die besondern Gegenstände anwenden, unter welchen wir Uebereinstimmung verlangen. „ Um die= „ se Beschaffenheit völlig zu entwickeln, „ sagt Home, *h* will ich sie durch einige „ der beträchtlichsten Verhältnisse verfol= „ gen. „ Wir wollen unsern Autor ver= folgen; vielleicht treffen wir auf seiner Spur eine kleine Nachlese von Bemerkungen an, die Er nicht hat machen wollen, und die wir der Vollständigkeit wegen machen müssen.

„ Die **Verhältnis eines Theils zu „ dem Ganzen**, die äusserst genau ist, „ erfodert auch den höchsten Grad des „ Schicklichen. Aus diesem Grunde fühlt

h S. 7.

„ man die geringste Abweichung davon „ mit Verdruß. Jedem Leser muß es sehr „ unschicklich vorkommen, wenn der Pult „ des Boileau, ein scherzhaftes Gedicht, „ mit einer ernsthaften und feurigen Lob= „ rede auf den Lamoignon, einen königli= „ chen Richter, endigt. „ i Und jedem Leser muß es sehr unschicklich vorkommen, wenn Milton in einem Gedichte, welches den erhabensten Gegenstand hat, eine Aus= schweifung auf seine Blindheit macht, die gewiß mit dem verlohrnen Paradiese nicht verknüpft ist. Kleine Fenster und Thüren geben einem großen Gebäude ein altväteri= sches Ansehn; kehret die Proportion um, so wird das Ganze lächerlich.

Eben so wichtig ist auch die **Propor= tion** der Theile unter einander selbst. Bey gleichartigen Theilen und solchen, die ei= nerley Zweck haben, verlangt man eine ge= wisse Einförmigkeit in Ansehung ihrer Größ= se und ihrer Stellung. Dergleichen sind am menschlichen Körper die Augen, die Ohren, die Hände, die Füsse; an einem

Gebäu=

i S. 8.

Gebäude die Thüren, die Fenster, die Säulen; in einer Epopäe die Gesänge, und in einem Drama die verschiedenen Aufzüge. Bey einem Ganzen, dessen Theile man zugleich übersieht, muß die Gleichheit der homogenen Theile, wie der Fenster in einem Stockwerke, vollkommen seyn. Bey solchen Werken hingegen, deren Theile auf einander folgen, ist es genug, wenn das eine Stück nicht sehr merklich grösser ist, als das andere. Es wäre lächerlich, in einem langen Gedichte die Grösse eines jeden Buches durch die Zahl der Verse durchgängig zu bestimmen; aber unschicklich, in einer Epopäe von zwanzig Gesängen den einen so lang zu machen, als die übrigen zusammengenommen.

Es wird ferner eine genaue Uebereinstimmung unter einem Gegenstande und denjenigen Dingen erfordert die neben ihm, oder auf irgend eine Art mit ihm zngleich sind; wenn sie auch zusammengenommen kein eigentliches Ganzes ausmachen solten. Ein kleiner Mensch, der in Proceßion neben einem grossen gehet, wird so lächerlich, wie ein Duodez

Bändgen neben einem Folianten. Plutarch hat schon diejenigen gescholten, welche eine kleine Statue auf ein großes Postement setzen; er nennt sie schlechte Künstler und behauptet, daß sie sich selbst lächerlich machen. k

Hierher gehöret die Verhältniß zwischen einem Dinge und seinen Verzierungen. „Ein ernsthaftes und wichtiges Subjekt nimmt wenig Verzierungen an, und eben so wenig ein Subjekt, das an sich sehr schön ist. Ein Subjekt, das die Seele mit seiner Größe füllet, nimmt sich am besten aus, wenn man es ganz ungeschmückt läßt.“ l Die Liebenswürdigkeit, sagt Thomson, m bedarf keiner fremden Hülfe von Zierrathen und ist am schönsten geschmückt, wenn sie ungeschmückt ist. Ein Subjekt hingegen, was an sich nicht sehr intreßiret, ein Werk, was nur zur Belustigung gemacht ist, nimmt

mehr

k Ὀι φαυλοι τεχνιται βασεις μεγαλας μικροις ὑφιςαντες ἀναθημασιν, ἐλεγχεσιν ἀυτων και τας μικροτητας. De Alex. fort.
l Home am angeführten Orte S. 9.
m Im Herbste.

mehr Zierrathen an, auch solche, die eben nicht aus dem Haupt Stoffe gezogen sind. Ein Pferd wird durch einen goldenen Zaum so wenig verschönert, als ein gezähmter Löwe durch einen Putz, der ihn immer an den Verlust seiner Freyheit erinnern kann. u

Niedrige Objekte, mit hohen Farben geputzt, oder umgekehrt, werden lächerlich und komisch, wenn die unschicklichen Verzierungen mit Fleiß und Absicht gemacht sind; und abgeschmackt, wenn sie nicht blos zur Belustigung dienen sollen.

Auch in der Verhältniß eines Subjekts zu den **Umständen** des Ortes und der Zeit verlangt unsere Empfindung eine gewisse Congruenz, wenn sie vollständig soll vergnügt werden. Ein großes Gebäude an einem niedrigen Orte verliert vieles von seinem Ansehen, und eine Tour aus einer lu-

u Non faciunt meliorem equum aurei freni, Aliter leo aurata iuba nitet, dum contrectatur et ad patientiam recipiendi ornamenta cogitur fatigatus: aliter incultus, integri spiritus. Hic scilicet impetu acer, qualem illum esse natura voluit, speciosus ex horrido cujus hic decor, non sine timore adspici, praefertur illi languido et bracteato. Seneca epist. 41.

stigen Operette zur Paßions-Zeit bei der Kirchenmusik angebracht, ist völlig unschicklich. „Der Putz, der sich zu einem Balle „schickt, wird beim öffentlichen Gottesdien„ste nicht völlig so anständig scheinen; und „dieselbe Person muß sich anders zu einem „Leichenbegängnisse als zu einer Hoch„zeit kleiden. o

„Nichts ist in genauerer Verhältniß mit einem Menschen, als seine Gesinnungen, seine Reden, und Handlungen und deßwegen erfordert man hier die genaueste Uebereinstimmung. Daher kommt der Ekel, den man für dem Affektirten hat, welches darinn bestehet, daß man mehr Feinheit, oder Delicatesse zeigen will, als entweder dem Charakter, oder den Umständen der Person zukömmt. „ Hierher gehören die Minen, Geberden, die Stellung, der Gang, die Gedanken, die Worte, der Ton der Stimme, hierher gehöret selbst die Kleidung und der ganze äusserliche Aufzug eines Menschen. q Ein anderer Anstand gehört für die

o Home S. 10.
p Home S. 10. S. auch oben S. 86. f. f.
q Status, incessus, sessio, accubitio, vultus,

die Penelope; r ein anderer für die Phryne; s ein anderer für eine züchtige Braut; t ein anderer für eine Lucretia:

Desinit in lacrymis, inceptaque fila remisit;
In gremio vultum deposuitque suo.
Hoc ipsam decuit, lacrymae decuere pudicam
Et facies animo dignaque parque fuit.
Ouidius.

Die Congruenz unter den Gedanken und ihren Zeichen ist für den Künstler von großer Wichtigkeit, wofern er nicht in das Abgeschmackte, oder Burleske verfallen will. Von dieser Materie wird an einem andern Orte ausführlicher geredet.

Das Gefühl der Ehre, die Empfindung von unserm Vorzuge vor andern Wesen erfordert einen besondern Grad des Anstands in allen Handlungen, die auch nur einigermaßen von unserer Willkühr abhängen. Die Ueber-

oculi, manuum motus teneant illud decorum. Cicero de Off. lib. I.

r Plin. Lib. 35. p. m. 576.
s Plin. Lib. 34. p. m. 515.
t Plin. Lib. 35. p. m. 580.

einstimmung unserer Handlungen mit dem Gefühl der Ehre, dieser hohe Grad des Anstands heißt **Würde**, und der Mangel derselben ist Niederträchtigkeit. Die Würde kömmt nur beseelten Dingen zu, oder unbeseelten, wiefern sie Effekte von jenen sind. *u* Sie äussert sich, wie der Anstand, nicht nur in Gesinnungen und Reden, sondern auch durch Minen, Stellungen und Geberden; wie zum Beispiel die Würde der männlichen Gestalt, welche schon von den Alten der weiblichen Schönheit entgegen gesetzt wurde. *v*

Das Gefühl der Ehre würkt hauptsächlich auf eine doppelte Art: durch die Empfindung unserer Distanz von den unvernünftigen Geschöpfen; und durch die Empfindung von dem Vorzuge eines vernünftigen Wesens vor dem andern. Jenes bestimmt die allgemeine **Würde der Menschheit**; und dieses die besondere **verhältnißmäßige Würde**

de

u Home, Th. II. S. 26. f.

v Quum pulchritudinis duo genera sint, quorum in altero venustas sit, in altero dignitas; venustatem muliebrem ducere debemus; dignitatem virilem. Cicero Lib. I. de Off.

de nach der Verschiedenheit des Standes, des Alters, des Geschlechts, des Charakters und anderer Umstände. Man sagt von einem Menschen, der seinen Adel verkennt und Handlungen unternimmt, die der Vernunft und allen menschlichen Gesinnungen offenbar widersprechen, daß er die Würde der Menschheit schändet, sich selbst zu dem Vieh herabsetzt und die gröste Niederträchtigkeit begehet, die ein Mensch begehen kann. Man wendet diesen Begrif auf die Kunst an und nennt alle Gedanken und Ausdrücke unwürdig, die jedes vernünftige Wesen, das seine Bestimmung kennt, nothwendig empören müssen, weil sie unmittelbar diejenigen Pflichten verletzen, die in der Vernunft und in der Menschheit selbst gegründet sind. Verletzung der unmittelbaren Pflichten gegen Gott ist Gottlosigkeit: der vollkommenen Pflichten gegen andere, Unbilligkeit; des äußerlichen allgemeinen Wohlstandes, Unehrbarkeit; der verhältnißmäßigen Ehrerbietung und Liebe, die andere von uns fordern können, Unhöflichkeit Unflätige Gedanken sind solche, die kein ehrbarer Mensch ohne Ekel denken kann, und pöbelhafte,

hafte, die keinen Menschen von Geschmack und Sitten, sondern nur niederträchtige Creaturen zu belustigen vermögend sind.

Der niedrigste Grad der Verhältniß Würde ist blosse Ehrbarkeit; der mittlere, Adel; der höchste, Majestät. Ein Beispiel der Ehrbarkeit ist der Amyntas des Herrn Geßner, des Adels, die Schilderung eines Bernstorfs von Herrn Dusch, w der Majestät, der Meßias, der selbst in seiner Erniedrigung erhaben, wie Gott, ist.

Alle Hoheit, sogar die Hoheit des sterblichen Weisen
Hat er abgelegt, war nur ruhig, als säh er den Abfall
Einer Quelle vor sich, und dächte nur sanfte Gedanken,
Nach erhabnern an Gott, die Augenblicke zu ruhen.
Von dem göttlichen Ernst, von dem nur hat er noch Züge,
Leise Züge behalten. Doch konnte kein Engel sie haben,
Wollt

w In der Glückseeligkeit des Tugendhaften, S. 43. f. f.

Wollt er sie haben. Allein auch nur
ein Engel vermochte,
Dieser Göttlichkeit Minen und ihren
Geist zu bemerken.
Also stand er.

Klopstok. x

Man hat die Frage aufgeworfen, welche Bestimmungen es eigentlich sind, die dem Menschen zur Ehre gereichen und seine Würde ausmachen. Eine andere Antwort gibt die Philosophie, eine andere der Wahn. Jene sagt: nur diejenigen Vollkommenheiten bringen uns Ehre, welche wir durch regelmäßige Anwendung der Willkührlichkeit erworben haben; y Vollkommenheiten, die uns die Natur gibt, sind nur dann würdig, wenn wir ihre Bestimmung kennen und jene anwenden, um diese zu erreichen. Die Erfahrung hingegen lehret, daß die Menschen mit andern Meinungen von dem, was uns Schande, oder Ehre bringet, behaftet sind. Sie suchen die Ehre in den Vorzügen der Geburt, in einer vortreflichen

x Im 6ten Gesange der Meßiade.
y S. Darjes phil. Sittenlehre S. 380. f. f.

chen Bildung und Stellung des Leibes, welche die Natur gewürkt hat, in dem Reichthume, in den Titeln, in dem davon abhangenden Range, in einem löblichscheinenden allgemeinen Rufe und dergleichen; z Der Artist soll dem Philosophen folgen, ohne dem Wahne offenbar zu widersprechen. Rang und Titel sind Zeichen des innerlichen Werths; sie können gebraucht werden, um diese sinnlicher zu machen. Ein Bernstorf

— — Dem die Tugend
Des Weisen und des Christen Recht
auf Freuden,
Auf alle würdigen, erhabnen Freuden
Und um sie alle zu geniessen, Gott
Empfindung, Geist, Geburt, Stand
und Vermögen
Gegeben —

ein so würdiger Patriot ist schon durch seinen Geist und seine Tugend erhaben; aber seine Erhabenheit wird sinnlicher,

Wenn ihm der Reichthum, den er sonst
nicht achtet,
Die Freude gibt, die Großmuth seines Herzens

auf

z Daries, am angef. Orte §. 391.

Auf tausend auszugiessen, seine Würde
Den Vorzug, Redlichen empor zu
helfen.

Dusch. a

Unter allen Vollkommenheiten, welche dem Menschen Ehre machen, ist die Tugend die vortreflichste und diejenige, welche jedermann liebt, selbst, wer sie nicht hat. Die Tugend, wiefern sie sich durch äußerliche Merkmale, besonders durch Handlungen kenntbar macht, ist jedermann, selbst dem Lasterhaften angenehm. Unterdessen darf man nicht mit dem Lord Kaym b behaup-

b Am angeführten Orte S. 43. 44.

a Th. II. S. 27. f. f.

„ Wir eignen niemals einer Handlung Würde zu, die nicht tugendhaft ist; wir halten keine Handlung für niederträchtig, die nicht gewissermassen lasterhaft ist. Eine Handlung kann groß seyn; ohne tugendhaft zu seyn, aber sie kann niedrig seyn, ohne daß sie ein Laster ist. — Der Mensch ist mit einem Gefühle von der Vortreflichkeit und dem Werthe seiner Natur begabet. Er hält sie für vollkommener, als die Natur anderer Geschöpfe, die um ihn sind, und er fühlet, daß die Vollkommenheit derselben in der Tugend, und besonders in Tugend von der

haupten, daß Tugend und Würde völlig einerley sind. Es gibt würdige Bestimmungen im Charakter und Handlungen, die deswegen noch nicht in die Gattung der eigentlichen Tugenden gehören, wie z. B. Gelehrsamkeit, Unerschrockenheit, Muth und dergleichen. Auf der andern Seite wird oft selbst die Tugend unschicklich, wenn sie nicht mit Klugheit vergesellschaftet ist. Tugend, Klugheit und Sitten machen dasjenige aus, was wir vorher den Wohlstand, oder das Decorum genennt haben.

Unter den Tugenden selbst ist immer eine würdiger, als die andere. Positive Tugenden und solche, die sich durch eklatante Würkungen charakterisiren, sind würdiger, als solche, die blos in einer Unterlassung des Bösen bestehen, oder als solche, die wegen Mangel der Kräfte sich nicht thätig genug beweisen können. „Die menschlichen Tugenden, sagt Home, c erlangen, gleich andern Gegenständen, ihren Rang in unserer Ach-

„höchsten Gattung bestehet. Dieses Gefühl „auszudrücken, braucht man das Wort Würde.„

c S. 30.

Achtung, nicht durch ihren Nutzen, der blos durch Nachdenken erkannt wird, sondern durch den unmittelbaren Eindruck, den sie auf uns machen. Gerechtigkeit und Güte sind eine Gattung verneinender Tugenden, die man nicht recht wahrnimmt, als wenn sie verletzt werden. Aber Tapferkeit und Grosmuth erregen erhabne Bewegungen und geben dem Gefühl von Würde sowohl in dem Menschen selbst, welcher sie besitzt, als auch in andern, eine große Lebhaftigkeit, und werden deswegen höher geschätzt, als Gerechtigkeit und Güte. „ Daher hat auch ein Werk der Kunst, wodurch die Tugend unmittelbar befördert wird, z. B. eine Tragödie zur Reinigung der Affekten, mehr Würde, als ein anders, wodurch sie zwar nicht verletzet, aber auch nicht befördert wird, wie z. B. eine Tändeley, eine anakreontische Ode und dergleichen.

Die Tugend wird desto erhabener, jemehr sie sich von dem Eigennutz sinnlich zu entfernen scheinet. Daß es aber nur der Künstler nicht wage, eine allzuvollkommene, eine allzuuneigennützige Tugend darzustellen, die, mit der Erfahrung verglichen, nur

ein Ideal ist und alles Interesse, alle Illusion verhindert. In einem jeden Gedichte, sagt Shaftersbury, *d* es sey episch oder dramatisch, ist ein vollkommener Charakter das gröste Ungeheuer und unter allen Erdichtungen am wenigsten einnehmend, am wenigsten moralisch und am wenigsten bequem, die Sitten zu verbessern.

Das Gefühl der Tugend verlangt noch eine gewisse Eigenschaft von den Werken der Kunst, welche man die poetische Gerechtigkeit genennt hat. Da diese, ohne die Begriffe vom Interesse nicht wohl erklärt werden kann, so begnüge ich mich, nur die Ableitung dieser Eigenschaft aus dem Gefühl der Tugend nach dem Gerard herzusetzen. Die Empfindung der Tugend, sagt dieser, *e* erfüllt uns mit freudigem Wohlgefallen über den tugendhaften Charakter, und mit Abschen gegen den lasterhaften, welcher uns,

wenn

d In a poem, whether epick or dramatik, a compleat and perfect character is the greatest Monster, and of all poetick fictions not only the least engaging, but the least moral and improving. S. in den Literatur Briefen der 63. 66. 123 und 145ten Brief.

e Vom Geschmacke, im 7ten Cap.

wenn er durch nachgeahmte Charaktere erregt worden, nicht unangenehm ist. Wenn der erste im Glück und Wohlstande ist, so fühlen wir sein gutes Verdienst, freuen uns, daß er seinen verdienten Lohn gefunden und werden in eine freudige Heiterkeit und in ein wollgefälliges Vertrauen auf die gerechte Vorsehung versetzt; wenn er aber in Unglück und Widerwätigkeit versunken ist, so fühlen wir, daß er es nicht verdienet, und schmecken den süssen Schmerz des Mitleidens mit seinen Unfällen, und empfinden einen tugendhaften Unwillen gegen die Urheber derselben. Wenn der Lasterhafte glücklich ist, so glühen wir vor Unwillen und empfinden eine Art von melancholischer Kleinmüthigkeit: wenn er leidet, so fühlen wir die Gefahr des Lasters und die Schrecken der Verschuldung; wir gestehen, daß er es so verdient habe, mischen aber doch Mitleiden in unsern Tadel. So werden wir durch diese überaus starken Leidenschaften in Bewegung gesetzt, deren Einflösung die rührendste Beschäftigung ausmacht, darein uns Werke des Geschmacks nur versetzen können.

Ueber das Genie und über den Geschmack.

Das Wort Genie zeigt überhaupt das Resultat der menschlichen Vollkommenheiten an, wiefern sie sich alle in den denkenden Kräften concentriren, und dort am meisten thätig beweisen. a Ein jeder Mensch hat denkende Kräfte, welche unter sich selbst und mit seinen andern Vollkommenheiten in einer gewissen Verhältniß stehen; und folglich hat in dieser allgemeinen Bedeutung

jeder:

a Verschiedene Begriffe vom Genie findet man in der Geschichte des menschlichen Verstandes, (II Abschnitt, §. 17. 18.) beim DüBos (T. II c. I.) beim Helvetius, (de l'esprit Disc. IV.) beim Sulzer (Histoire de l' Acad. de Berlin 1757.) beim Baumgarten, (Met. P. III, §. 648.) beim Wieland (Betrachtung über den Menschen) in den Göttingischen Zeitungen 1748. S. 724.) und in den vermischten Schriften (III B. 1 St.)

jedermann Genie. In diesem Verstande wird das Wort genommen, wenn man von einem schlechten, von einem mittelmäßigen, von einem guten und von einem großen Genie redet.

„ Allein, sagt der Breslauische Ge„schichtschreiber des Verstandes, b dieses „ist wider den gemeinen Sprachgebrauch. „Man versagt unzähligen Menschen das „Genie. Man versagt es Gelehrten, „welche Bibliotheken geschrieben haben; ob „es gleich ebenfalls abgeschmackt ist, einen „Verfasser als ein Genie anzupreisen, wel„cher ein Buch von etlichen Blättern ge„schrieben hat, woraus ein mäßiger En„thusiasmus hervorleuchtet. Man verbin„det mit dem Begriffe eines Genies et„was Großes, etwas Vorzügliches in seiner „Art. Ich setze voraus, daß die unter„schiedenen Arten des Erkenntniß-Vermö„gens in einem Menschen einander nicht „gleich sind. Wenn nun das Verhältniß „der Erkenntniß-Vermögen in einem Men„schen so beschaffen ist, daß alle Arten

b II. Abschnit §. 18.

„ desselben dahin übereinstimmen, daß sie
„ eine Fähigkeit zu einer merklichen Größe
„ erheben, daß ihr die übrigen gleichsam
„ zu Gebote stehen, und nur da zu seyn
„ scheinen, ihr als Hilfsmittel zu dienen
„ und ihren Glanz zu erhöhen, so sagt
„ man, ein Mensch habe Genie im eigent-
„ lichen Verstande. „

Sollte es wohl nach diesem Begriffe ein allgemeines Genie geben, oder ein solches, welches in mehr als in einem Felde Genie ist? Man setze, alle Erkenntniß-Vermögen eines Mtnschen stimmen dahin überein, daß sie seinen Witz zu einer merklichen Größe erheben; so sagt man, der Mensch habe Genie; allein wie weit ist ein solcher noch von denen entfernet, bei welchen man nicht weiß, ob man den witzigen Kopf, oder den scharfsinnigen Denker bewundern soll, von den Addisons, von den Leßingen, und von einem Kästner, der zugleich der tiefsinnigste Meßkünstler und der feinste Epigrammatist ist. Wenn der Autor, wider den ich diese Anmerkung mache, es leugnet, daß es allgemeine Genies gebe; so scheint er, keinen Unterschied zu setzen, unter dem,

was

was ein Genie würklich ist, und unter dem, was es nach seinen Talenten seyn könnte.

Wir wollen eine andere Wendung nehmen. Ein jeder Mensch hat Genie, nach der Summe seiner Realitäten, die sich durch die denkenden Kräfte äußern. Ist diese Summe vorzüglich groß, so groß, daß der Mensch dadurch zu besondern Thätigkeiten und ausnehmenden Erfindungen geschickt ist und sich von andern, die mit ihm unter einerley Umständen sind, auf eine vortheilhafte Art auszeichnet; dann sagt man, er habe ein großes Genie, und dieß ist es, was man Genie im eigentlichen Verstande nennet. Ein solcher Mensch wird also eine Geschicklichkeit haben, gewisse Dinge gut und leicht zu verrichten, welche andere mit vieler Mühe nur schlecht machen. *c* Er wird durch die Natur selbst seine Bestimmung erhalten haben, und sein ganzes Augenmerk auf dasjenige Fach richten, für welches er gemacht ist. *d* Er wird fähig seyn, in diesem Fache eine neue Epoche anzufangen,

c DüBos am angeführten Orte.
d Herr von Haller in den Göttingischen Zeitungen.

gen, und seine Kunst oder Wissenschaft so hoch zu treiben, als es möglich ist. e Er wird sich aller Erkenntnißkräfte mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit bedienen können, Lust zu neuen Begriffen haben und mit einer lebhaften Wirksamkeit diejenige Gegenwart des Geistes verbinden, wodurch er, ohne ein ängstlich correktes Wesen, alle Fehler vermeidet, die ein brausender Kopf in der ersten Hitze begehet. f Er wird sich durch seine sonderbaren und ungemeinen Talente über andere Menschen erheben. g Er wird eine anschauende Erkenntniß von vielen Dingen ohne Mühe erlangen und in sich selbst Licht genug finden, Gegenstände aufzuklären, die für andere im Dunkeln liegen. Kurz er wird alle diejenigen Eigenschaften haben, durch welche die besten Schriftsteller das Wesen des Genies zu bestimmen suchen.

Es gibt allgemeine Genies, deren denkende Kräfte nicht nur alle vorzüglich gros sind, sondern auch durch eine gleichmäßige

innere

e Helvetius am angeführten Orte.
f Sulzer am angeführten Orte.
g Wieland am angeführten Orte.

innere Stärke der übrigen Fähigkeiten, Vermögen und Eigenschaften unterstützt werden. Bayle der Philosoph ist, auch wenn er irrt, so groß, als Bayle der Kunstrichter; und den witzigen Kopf, an den man sich aus einigen schlüpfrigen Artikeln erinnert, findet man auch da oft wieder, wo er den Moreri wegen einer verschriebenen Jahrzahl tadelt. Leibnitz, den wir einem Newton entgegensetzen dürfen, war vielleicht so gut zum Dichter bestimmt, wie zum Philosophen. Hätten ihn nicht ernsthaftere Beschäftigungen vom Parnaß zurückgerufen, so würden wir vielleicht an ihm unsern ersten Dichter erhalten haben, da wir in ihm jetzt unsern ersten Weltweisen verehren. *b*

Es gibt ferner besondere Genies, die es nur in Einem Fache sind, wozu der Mensch durch die besondere Verhältniß seiner Kräfte und Vollkommenheiten vorzüglich bestimmt wird; und auf diese paßt die

Er=

b Einige Gedichte, die wir von ihm haben, sind zwar nur wegen ihres Verfassers noch ehrwürdig; allein sie verrathen doch ein Genie, welches durch eine Meßiade so berühmt hätte werden können, als durch eine Theodicee.

Erklärung, welche der Breslauische Weltweise gegeben hat. i Eine solche Mischung der Talente eines Menschen, wodurch seine Beurtheilungskraft zu einer merklichen Grösse erhoben wird, gibt einen Denker, einen philosophischen Kopf. Vereinigen sich seine Kräfte dahin, daß er vorzüglich geschickt wird, gewisse Handlungen und Begebenheiten mit Weisheit zu überdenken, selbst mit Vorsicht zu unternehmen und mit Klugheit auszuführen; dann heißt er ein praktisches Genie. Sind endlich seine Vollkommenheiten in einer solchen Verhältniß, daß er durch eine lebhafte Phantasie, durch einen muntern Witz und durch einen feinen Geschmack vorzüglich zum Artisten bestimmt ist, denn sagt man, er ist ein schöner Geist; und dieß ist insbesondere das Genie, von welchem wir hier reden.

Wir wollen uns aus partialen Zügen das ganze Ideal eines vollkommenen schönen Geistes vorstellen; dieß ist der Maaßstab,

i In der angeführten Geschichte des menschlichen Verstandes. S. vorher S. 392.

stab, nach welchem man leicht die Rangordnung der Artisten bestimmen kann.

Der schöne Geist ist also in einem gemäßigten Klima, sanft wie der griechische Himmel, gebohren. *k* Die Natur hat seine sinnlichen Werkzeuge auf das vollkommenste gebildet, seine Nerven aus dem feinsten Stoffe gewebt und die innern Theile, welche zum Denken und Bewustseyn nöthig sind, auf das subtilste und künstlichste organisirt. Sie hat ihm, wie ihrem Lieblinge dem Raphael, in einem schönen Körper eine schöne Seele gegeben und ihn, als eine wohlthätige Fee, begabt, mit der lebhaften Phantasie eines Wielands, mit dem schöpferischen Geiste eines Miltons, eines Klop-

stocks

k Der Einfluß des Himmels und der Luft auf den Geist ist so ausgemacht, daß ich ihn als ein Suppositum annehmen kann. Man lese unterdessen Winkelmanns Geschichte der Kunst im ersten Theile vom Anfange, den DüBos II. Th. Kap. 13-20. des Montesquieu Esprit de loix, den Hrn. von Fontenelle in der Abhandlung über die Alten, und in seiner Schrift von mehr als einer Welt, und den Ritter Chardin in seiner Beschreibung von Persien, welcher über diesen Punkt vortrefliche Anmerkungen gemacht hat.

stoks, mit dem Witze eines Leßings, mit der Zärtlichkeit eines Gleims, mit der Feinheit des Geschmacks eines Ramlers, mit dem Scharfsinn eines Kästners, mit dem Tiefsinn eines Moses, mit dem hohen Verstande eines Winkelmanns, und, um sich ihrer zuweilen zu bedienen, mit der Laune eines Swifts, Arbuthnots und Rabeners. Sie gab ihm ein fühlbares Herz, leicht zu rühren, wie zarte Saiten, eine Anlage zum Pathos, starke Begierden, verknüpft mit einem Hange zur Tugend, mit einem menschlichen Gefühle, mit würdigen und erhabnen Gesinnungen. Seine Erziehung entspricht den Absichten der Natur. Die Nahrungs-Mittel, die er bekam, verdickten nicht seine Säfte, verfeinerten seine Organisation. l Frühzeitig wurden die Fähigkeiten seiner Seele gestärkt, ausgebildet und zu Fertigkeiten erhoben; früh schon bekam sein Geschmack die erste Richtung. Er besserte seine Empfindungs-Werkzeuge, und rafinirte seine Nerven durch eine ordentliche Lebens-

l S. den Ritter Temple von dem Zustande der vereinigten Provinzen. 4. Kap.

bensart. Er bildete seinen Geist und sein Herz, entfernte alle pöbelhafte Meinungen und begann, grosmüthig und edel zu denken. Er untersuchte die Schönheiten der Natur und der Kunst, und empfand beyde. Er studirte Gallerien, Antiken, die Meisterstücke eines Graun und Händel und las die besten Muster in der Poesie und Redekunst, mit Enthusiasmus und in der Stellung, in welcher sein Autor schrieb. Er merkte auf sich selbst, lernte sein Herz aus und die Sprache der Empfindung und erwarb sich diejenigen Kenntniße, in welchen der Adel des Menschen und das Verdienst des Künstlers bestehet. Er prüfte sein Genie, ohne seine Seele zu schmeicheln, wie man dem Körper schmeichelt, durch das Urtheil anderer, durch eigene Versuche und durch die Vergleichung seines Geschmacks, seiner Arbeiten und seiner Entdeckungen, mit dem Geschmacke, mit den Arbeiten und mit den Entdeckungen anderer. Er las die Schriftsteller mit Empfinbung, nicht wie ein Mann, der Phrases und Varianten sucht: jetzt ahmt er diejenigen, welche in ihrer Art die besten und seinem Genie am gemäßesten sind,

männ-

männlich, nicht sklavisch nach, ohne seinen eigenen Charakter zu unterdrücken. Er liest sich, nicht mit dem Stolze eines Autors, mit allem Kaltsinn eines Kunstrichters seine Aufsätze selbst vor, nachdem sie so lange geruhet haben, daß er sie als fremde Arbeiten betrachten kann; und läßt sich von kritischen Freunden diejenigen Fehler sagen, welche er vielleicht aus Mangel der Einsicht nicht bemerken konnte, oder aus Eigenliebe nicht wollte. Er ist grausam genug, diese Uebungs-Stücke, wie Ramler die seinigen, m zu unterdrücken; und nur dann, wenn er sich stark genug fühlt, und es würklich ist, fängt er an, für das Publikum, und, mit einem gewissen Bewustseyn seiner Größe, mit einem edeln Stolze, für die Nachwelt zu arbeiten. Er bietet durch die Hitze seiner Begierden alle denkende Kräfte auf, um ein Werk hervorzubringen, welches dem Neide, wie der Zeit, Trotz bieten kann. n

Er

m S. die Litteratur Briefe, IX. Th. S. 7.

n Ich trage hier in wenig Worten die Theorie vom Enthusiasmus vor, welcher ich kein besonderes Capitel widmen mag. Man kann hierbei den Petitus de furore poetico, den Morhof und einige andere nachlesen.

Er befreyet sich von allen Zerstreuungen, und richtet seine ganze Aufmerksamkeit auf sein Süjet. Er stellt sich dieses so lebhaft und sinnlich vor, daß dadurch das Herz beweget und erschüttert wird, und fasset den unüberwindlichen Vorsatz, nur große und würdige Gedanken zu erzeugen. Eine rühmliche Ungeduld, eine edle Ehrbegierde treibt ihn an, lang begeistert zu seyn und nicht eher zu ruhen, als bis das verlangte bewürkt ist. Ohne Begeisterung arbeitet er nie; er versäumet aber die Gelegenheit nicht: glückliche Stunden kommen nur selten, man muß sie brauchen, wenn sie da sind, so gut und so lang man kann. In dem Enthusiasmus besorget er nur das Ganze, setzt den Ausputz der Theile bei Seite, läuft nicht aus dem Wege, um Schönheiten in der Ferne zu haschen, und ergreift nur diejenigen, welche sich ihm von selbst darbieten. Nach der Begeisterung nimmt er die Feile zur Hand, polirt sein Werk, bessert es aus;

nonumque prematur in annum.

Er stellet sein Werk aus, noch nicht, wie Apelles, für jedermann, sondern für kriti-

sche Freunde; prüft jedes Lob und jeden Tadel, welchen er erhält und ist, wie Dusch, o unerbittlicher gegen sich, als ein Kunstrichter seyn würde. Dann erst tritt er ans Licht, mit der edeln Kühnheit der Artisten; und dann erst kann er sich mit der süssen Einbildung schmeicheln, von der Nachwelt gelesen und neben die Homere und Horaze dereinst gestellt zu werden. Er wird oft, ohne daß er es selbst weis, ein Erfinder seyn, sich eine neue Bahn gebrochen haben, eine neue Periode in der Kunst machen, und eine Menge von Nachahmern wird seine Spur verfolgen. p Jedermann nennt ihn Genie, und nichts fehlt diesem Charakter, als — — daß er kein würkliches Original hat.

Denn, wird man sagen, wo ist ein solches Genie? Wo ist der Mensch, in dessen einziger Person sich alle angegebene Umstände vereinigen, einen so vollkommenen Meister zu bilden? Er sey, oder sey nicht; meine

o S. die neue Bibliothek der sch. K. u. W. II. B. S. 261.

p S. die Geschichte des menschl. Verstandes, II. Abschnitt §. 25 = 33.

meine Schilderung ist ein Ideal, wie die nackende Venus. Wie sich mit dieser eine eingebildete Schönheit vergleichen und finden kann, wie viel ihr noch fehlet; so soll der werdende Artist mein Gemählde betrachten, und sich dagegen messen, und wenn der Abstand zwischen dem Ideal und ihm zu groß ist, die Hofnung aufgeben, sich in dem Range eines Virgils, eines Phidias zu sehen. Wenn ihn das Genie verläßt, so bilde er seinen Geschmack und werde, statt eines schlechten Artisten, ein guter Kunstrichter.

„Das Genie, sagt Gerard, q hat „den Beystand des Geschmacks nöthig, „seine Würkungen zu leiten und zu mäßigen. Die verschiedenen Verhältnisse der „Theile bestimmen zwar gewissermassen eines jeden Gestalt und Stellung; wir erlangen aber eine weit grössere Gewisheit „von ihrer Richtigkeit, wenn der Geschmack den Entwurf sowohl, als die Ausführung nachgesehn und geprüft hat. Er „dient der bloßen Phantasie zum Zaum;

q Versuch über den Geschmack III. Th. 2. Abschnitt.

„ er tritt mit seinem billigenden oder verdammenden Urtheil ins Mittel: und verwirft manche Dinge, die das Genie ohne seinen Beystand angenommen haben würde. „

Den Geschmack habe ich oben r beschrieben durch das innere Gefühl der Seele, vermöge dessen sie ohne Vernunftschlüsse, blos durch das sinnliche Wohlgefallen, das Schöne da findet, wo es seyn mag. s Eigentlich ist der Geschmack nicht eine einzige Kraft, sondern ein Aggregat aus den nothwendigen Gesetzen zu handeln, welchen die sinnlichen Kräfte unterworfen sind. Wir haben also von Natur einen Geschmack für das Erhabene, für das Schöne, für das Lächerliche, für das Schickliche und Anständige, für die Harmonie, für das Pathos, für die Schönheiten des Ausdrucks; kurz für alle diejenigen Principia, welche zusammengenommen, oder einzeln das Wesen der künstlichen Werke ausmachen. Und in diesem

r S. 7.

s Omnes tacito quodam sensu, sine vlla arte aut ratione, quae sint in artibus recta et prava, diiudicant. Cicero de Oratore.

sem Verstande sind die Regeln des Geschmacks bisher in allen vorigen Capiteln erkläret worden.

Diese natürliche Empfindung des Schönen wird verbessert durch eine gute Erziehung, durch das Studium der Meisterstücke und der Regeln, und durch eigene Versuche. Empfindlichkeit, Feinheit und Richtigkeit sind, nach dem Gerard, die wichtigsten Vollkommenheiten des Geschmacks.

Die Empfindlichkeit bestehet in der Disposition durch allerley Schönheiten von verschiedenen Gattungen leicht gerührt zu werden, in einer solchen Delikatesse, vermöge deren wir keine Vollkommenheit in der Natur oder Kunst ohne Entzücken ansehen, noch eine Häßlichkeit ohne Widerwillen betrachten können. † Ohne diese Empfindlichkeit können wir uns nicht in den Affekt der Personen und in den Enthusiasmus des Verfassers, den wir beurtheilen wollen, hineindenken; und gleichwohl ist dieses Gefühl einer fremden Leidenschaft noth-

† Gerard II. Theil 4. Abschnitt.

wendig, wenn wir von den Werken der Kunst mit Richtigkeit sprechen wollen.

Die Feinheit des Geschmacks ist diejenige Fertigkeit, wodurch wir fähig werden auch die kleinsten Schönheiten zu empfinden, die ein anderer übersieht, und die kleinsten Fehler zu entdecken, auch die schimmernden Fehler, die oft die wenigsten bemerken und die meisten für Tugenden halten. u Diese Feinheit ist das Mittel zwischen einem groben und einem eigensinnigen Geschmacke. Jener ist leicht, und dieser fast nie zu befriedigen. Jenem ist der Karren des Thespis reizender, als diesem der Cothurn des Sophocles. Wo dieser mit dem Kopfe schüttelt, da klatscht jener sein ewiges Plaudite. Der eine wird seinen Picander mit Vergnügen lesen; nicht einmal die regelmäßige Erfindung und die meisterhafte Ausbildung eines Homers kann den Beyfall des andern durchgängig erhalten. Ein feiner Geschmack vermeidet beide Abwege. Er ist zu bewandert in den Werken der grösten Meister, um mittelmäßige

Schön-

u Gerard II. Th. 5. Abschnitt.

Schönheiten noch reizend zu finden; und zugleich billig genug, um nicht einen Artisten zu verdammen, der, es sey aus Weisheit, oder aus Versehen, einmal geschlummert hat. Er läßt sich nicht durch eine brausende Schönheit hinreissen, die nach der ersten Empfindung ekelt; nicht durch einen blendenden Glanz, der in der Nähe für todtes Feuer erkannt wird. Die sanfte Erhabenheit eines Virgils, die feyerliche Simplicität der Iliade, ist ihm lieber, als das stürmische Wesen und der schwülstige Ton eines Statius. Und die naiven Wendungen eines Geßners würde er ungern mit den spitzfindigen Concetti der italiänischen Schäfer vertauschen.

Die Richtigkeit des Geschmacks ist eine Folge aus seiner Feinheit: sie setzt uns in den Stand, daß wir nicht durch einen falchen Schein hintergangen werden, nicht glänzende Fehler schön finden, noch keusche Vollkommenheiten verdammen, sondern jeder Eigenschaft ihr gehöriges Maas von Verdienst und Tadel beylegen. v Diese Voll-

v Gerard II. Th. 6. Abschnitt.

kommenheit des Geschmacks leitet uns; daß wir weder auf der einen, noch auf der andern Seite ausschweifen, weder durch Wildheit aus den Gränzen des Anständigen und des Wahrscheinlichen treten, noch durch eine unzeitige Sittsamkeit, oder durch ein kaltes Wesen den Leser einschläfern. Genie ohne Geschmack durchbricht alle Schranken der Kunst und empört unsere Empfindung. Geschmack ohne Genie hält sich immer ängstlich in der Mitte, steigt nicht in die Höhe, aus Furcht zu fallen, und sucht nie eine neue Bahn, aus Furcht sich zu verirren. Genie, durch einen richtigen Geschmack geleitet, und Geschmack, durch ein munteres Genie angefeuert; dieß ist der Charakter eines Artisten, der von der Natur für seine Nachfolger zum Meister bestimmt ist.

Die menschliche Natur enthält alle Grundsätze des Geschmacks, und der gute Geschmack ist derjenige, welcher der Natur gemäß ist. Was für den Geist die Vorurtheile sind, das ist für die Empfindung der verderbte Geschmack, eine wahre Krankheit der Seele. Er bestehet aus falschen

Gese-

Gesetzen des Wohlgefallens, die wir uns durch die Uebung nach und nach angewöhnet haben, und die wir schwerlich wieder verläugnen können. Unsere Seele nimmt eine Tinctur von den Gegenständen an, mit welchen sie sich beschäftiget; werden wir eine lange Zeit mit niedrigen Ergötzungen unterhalten, durch falschen Schimmer entzücket; so lassen wir es uns endlich gefallen und werden dadurch unfähig, wahre Schönheiten zu schmecken. Dieß ist die Natur des verderbten Geschmacks. Der gute Geschmack kan nicht besser beschrieben werden, als wenn man sagt, er ist der Geschmack der Alten und derjenigen unter den Neuern, welche den Alten am nächsten kommen. Ein ununterbrochener Beyfall von einigen tausend Jahren beweiset es, daß die Schönheiten in den Werken der Griechen und Römer wahre Schönheiten und der menschlichen Natur gemäß sind. Es ist uns nicht mehr erlaubt, an der Vortreflichkeit der Iliade zu zweifeln; die schlechten Gedichte der Alten sind verlohren: gut müssen also diejenigen nothwendig seyn, um deren Er-

haltung man durch alle Jahrhunderte so besorgt gewesen ist. w

Der Geschmack der Zeit und des Landes gründet sich theils in dem Klima, theils in der Lebensart, theils in dem Vorurtheil des Ansehens. Ein Mann, welcher eine Epoche macht, er sey Genie, wie Klopstok, oder ohne Genie, wie Gottsched, bestimmt allemal durch die Menge seiner Nachfolger den National Geschmack auf eine gewisse Zeit. Nicht eher kann dieser für eine Richtschnur der Kunst gelten, als bis er den Beyfall der unpartheyischen Nachwelt erhalten hat, oder bis man seine Uebereinstimmung mit dem Geschmacke der Alten erkennet. Wenn wir viele solche Parallelen der Alten und Neuern hätten, wie sie ein ungenennter Verfasser entworfen hat, dann würden wir die Richtigkeit unsers Geschmacks und den Rang unserer Künstler mit Zuverläßigkeit bestimmen können.

w Ueber diese Materie siehe den Dü Bos fast im ganzen zweeten Theile.

Philan=

Philantropinischer Erziehungsplan, oder vollständige Nachricht von dem ersten wirklichen Philanthropin zu Marschlins.

In diesen educatorischen Zeiten, wo alles erziehen und bilden will, wo selbst die unerzogenen und ungebildeten erziehen und bilden wollen, zeichnet sich der Herr Ulysses von Salis von dem großen Haufen auf eine für ihn rühmliche Art aus, durch gute Einsichten, und durch einen (selbst auf seine Kosten) werkthätigen Eifer.

Das Buch, von welchem wir reden, hat leider! der Herr von Salis nicht selbst geschrieben; er ist nur der Grundleger des philanthropinischen (warum nicht menschenfreundlichen?) Plans. Wir wollen zuerst

das Buch beschreiben, und dann ein paar Worte über den Plan selbst hinzusetzen.

Verzeichniß der Lehrer: Herr Doctor Bahrdt unterrichtet in der Religion, Philosophie, Theorie der Gesundheitssorge, Physik und Latinität. (Die Religion des Herrn Doctors kennen wir nicht, aber seine Philosophie, Physik und Latinität muß er selbst erst kürzlich gelernt haben; denn sonst hat er von allen diesen Sachen nichts verstanden.) Die andern Lehrer nennen sich Haiden, Heres, Thiele Snell, Grünewald u. s. w.

Rede von den Eigenheiten eines Philanthropins, und dem ersten Grundsatze einer philanthropinischen Erziehung. Dieser erste Grundsatz ist: die Menschen fröhlich zu machen. Lieber sollte man sagen, die Menschen nicht traurig zu machen. Denn fröhlich sind sie von Natur, gleichwie sie auch von Natur ziemlich gut sind. Und eine erkünstelte Fröhlichkeit ist keine. Brauchbare Menschen zu bilden ist schwerer, als sie fröhlich zu machen. Diese Rede ist übrigens schlecht geschrieben, und ganz im Prädicanten Tone.

Von

Von der Körpervervollkommnung. Dieses Kapitel sagt nichts, als was in jedem guten Institut zur Erziehung schon geübet wird, selbst in dem Waysenhause zu Wien unter der Aufsicht des Herrn Parhammer.

Bildung der Sitten. Dieses wichtige Kapittel wird in drey Blättern kurz abgefertigt; und auch diese drey Blätter enthalten wenigen Stoff.

Vom philanthropinischen Unterrichte in seinem ganzen Umfange. Die Hauptidee ist, den Kindern alles spielend beyzubringen. Wir glauben es gern, daß die Zöglinge in einer Zeit von fünf Vierteljahren ziemlich fertig werden plaudern können. Aber plaudern, und reden, sind ganz verschiedene Sachen. Ueber das Projekt, (S. 77.) die lateinische Sprache, nebst jeder Landessprache, allgemein einzuführen, wollen wir nicht urtheilen, weil wir bei ernsthaften Sachen nicht gern lachen. Ueberall in diesem Kapitel sind zu viele Gemeinwörter, zu viel Declamation, wo man beßere und gründlichere Sachen erwartet hätte. Man sollte das wenige Gute, was

man etwa weiß, lieber kurz sagen, und von dem, was man nicht weiß, gar nichts.

Von der sokratischen Lehrart. Ist unsers geringen Erachtens nach das schlechteste im ganzen Buche. Höre den Sokratiker:

„ Halten sie es wohl für gut, wenn sie
„ zu viel essen?
„ Nein!
„ Warum nicht?
„ Es ist nicht gesund.
„ Ist denn alles, was nicht gesund
„ ist, bös? So hätte ja Gott viele
„ Dinge geschaffen, die bös sind.
„ Hat der liebe Gott was Böses ge-
„ schaffen? Nein! es heißt ja: und
„ siehe es war sehr gut.

Wir mögen weder ferner abschreiben, noch den ehrlichen Sokrates ausführlich rächen, wegen der Unehre, die ihm ein Paar Tausend Jahr nach seinem Tode noch wieder fährt. Ein neuer Giftbecher für ihn! Wenn diese Lehrart sokratisch ist, so ist die sokratische Lehrart die elendste von der Welt.

Von

Von der Veredlung der Seele durch Tugend. Philanthropinisches Gesetzbuch. Strafen und Belohnungen. Gericht. Senat. Meistentheils allbekannte Sachen. Nur die Strafen und Belohnungen haben im Kleinen etwas besonders. Ob aber die Geldbußen, das Gefängniß, die Degradation, die Fidel, (eine Strafe, mit welcher man sonst unkeusche Weibsbilder züchtigte) das Rad, der Schreyer u. s. f. fröhliche Menschen, oder ob die beyden philanthropinischen Ritterorden nicht hoffärtige Menschen machen, dieß kann an einem andern Orte untersucht werden.

Vom philanthropinischen Gottesdienste. Wir sind keine Ketzermacher; folglich sagen wir über diesen Punkt nichts, als daß dieser Gottesdienst den Einrichtungen sehr ähnlich ist, die Tamerlan, nach dem Zeugnisse des Arabers Alhacen, zu Samarkanda gemacht hat.

Von allen Arten philanthropinischer Spiele. Fast alles aus Basedow. Nur mit erbaulichen Erinnerungen des Verfassers; daß man, zum Beyspiele, bei Ueberschwemmungen sein Leben durchs Stelzengehen,

und bey räuberischen Angriffen durchs Werfen retten könne; daß der Balon eine mit Leder überzogene Blase sey, und daß man hierein soviel Luft blasen müsse, als nur möglich ist. Fast so, wie ein neuer Schriftsteller uns gelehrt hat, daß, wenn man bey einer Feuersbrunst seine besten Sachen nicht wolle verbrennen laßen, kein beßeres Mittel sey, als solche bey Zeiten in Sicherheit zu bringen.

Policey. Verzeichniß der Ausgaben. Am Ende nennt sich Herr Bahrdt als Verfaßer, und bekennt selbst, daß er die Pädagogie erst seit wenigen Monaten studirt habe, welches wir ihm, nach seiner Schrift zu urtheilen, gern glauben wollen. Doch hat er in diese Schrift Luft genug geblasen. Nun einige Anmerkungen über den Plan selbst: Eigentlich ist an dem ganzen Institute nichts neues, als der Name, und einige andere eben so zufällige Dinge. Wer das Theresian zu Wien genau kennt, der wird urtheilen, daß in dieser vortreflichen Pflanzschule alles das Gute ausgeübt wird, was in dem Plane zu Marschlins enhalten ist, daß vieles Gute geübt wird, was in

diesem Plane nicht enthalten ist, daß dieser Plan Fehler hat, die das Theresian nicht hat, und daß zwischen beyden der Unterschied ist, daß man dort viel Lerm um Wenig, und hier keinen Lerm um Viel macht. Erstlich ist ein solches Philanthropin nur praktikabel, so lange eine kleine Zahl von Schülern vorhanden ist; man müßte, um ein solches Institut in einer Monarchie einzuführen, eine Armee von Lehrern unterhalten: und wer weiß, ob sich nicht ein Projektant findet, der den Einfall hat, die stehenden Kriegsheere zu dieser Absicht zu verwenden, und die Soldaten vom Exercirplatze in die Normalschule zu schicken.

Zweytens ist das Philanthropin zu Marschlins eine kostbare und theure Sache. Ein Famulant sogar, ein armer Jüngling, dem man eine Gnade erzeigt, indem man ihn anfnimmt, soll diese Menschenliebe und die Ehre, ein Famulant zu seyn, jährlich mit acht Louisdoren bezahlen, und noch 6 neue Hemden, 8 Paar Strümpfe, 6 Schnupftücher, 4 Kappen, 2 Halsbänder, ein gutes Kleid, einen guten Hut und ein

gutes Paar Schuhe mitbringen. O des armen Jünglings! In diesem Punkte ist das Waysenhaus zu Halle ein beßeres Philanthropin. Ein Candidat zahlt zu Marschlins allein 16 $\frac{1}{2}$ Louisdor für die Kost; ein Schüler vom ersten Tisch 15 Louisdor; vermuthlich, weil ein Candidat jährlich für anderthalb Louisdor mehr, als ein Schüler, zu essen, vermöge seiner Candidatenschaft, das Recht hat.

Vierhundert Gulden sind zu Marschlins nicht hinreichend, einen Kostgänger vom ersten Tische zu unterhalten; denn allein die berechneten Ausgaben belaufen sich schon auf 41 $\frac{3}{4}$ Louisdor. Wir glauben gern, daß der Her von Salis noch immer dabey sein eigenes Vermögen zusetzt; aber dennoch ist seine Philanthropie für die meisten Anthropen zu theuer. Man lebt wohlfeiler, und wird umsonst unterrichtet auf der Schulpforte in Sachsen, wo Klopstock und mehrere andere dieser Art gebildet worden. Ueber den Erziehungsplan zu Marschlins wäre auch viel zu sagen. In diesem Treibhause begünstigt man zu sehr den Ehrgeiz und die Eigenliebe; der ganze Plan zielt

daranf

darauf ab, die Jugend durch diese Leidenschaften zu regieren, und dieß ist nicht gut. Ehrgeiz und Eigenliebe machen große Männer; aber in einem Philanthropin soll man brauchbare Männer machen. Es wäre sehr übel, wenn eine ganze Republik keine andere Bürger als große, und ehrgeizige Genies hätte. Und solche scheint man zu Marschlins machen zu wollen. Die Ordensbänder, die man den jungen Leuten anhängt, sind Schlingen, in welchen die Anlage zur bescheidenen Tugend von der Eitelkeit gefangen wird. Außerdem ist für den einzelnen Menschen nichts gefährlicher als ein heftiger Ehrgeiz, mit welchem keine Arbeitsamkeit verknüpft ist. Ein solcher Mensch verzehrt sich selbst. Und wir finden nicht, daß zu Marschlins die Zöglinge sehr zur Arbeitsamkeit gewöhnt werden: eher zum Spielen; denn spielend lernen sie alles, und von früh an bis in die Nacht wird gespielt; selbst ihr Gottesdienst ist Spiel. Nirgends Application; es sey denn, daß ein Knabe sich selbst spornet, um Ordensritter zu werden. Man

übertreibt die spielende Methode, und durch einige Spiele (zum Exempel: Schenken und Logeren) gewöhnt man die Kinder frühzeitig zu kleinen Schelmereyen, aus welcher Gewohnheit in der Folge die großen zu entstehen pflegen.

Geschichte der Schamhaftigkeit. (*)

Hebe, Tochter der Juno, war die Göttinn der Jugend; schon damals fiengen die Göttinnen an, sich zu schminken, weil sie es bedurften; nur Hebe nicht, denn sie war die unschuldigste, frischeste, rothwangichste Göttinn, die man denken kann. Der Obergott Jupiter hatte ihr das Amt gegeben, ihn bei der Tafel zu bedienen. Als sie ihn einst nach Tische den Kaffee brachte, hatte sie das Unglück einen Fehltritt zu thun, zu fallen, und fallend in eine Unordnung zu gerathen, über welche die Götter lachten, und die Göttinnen tha-

(*) Man sehe den Mercure galant von 1701 Wir haben die Fabel des Herrn Cormoul nach unserer Art eingekleidet.

thaten, als schämten sie sich. Hebe wurde durch diesen Zufall so gerührt, ihre Einbildung so erwärmt, daß sie sogleich in eben den Stand kam, in welchen ihre Frau Mutter Juno gekommen war, als sie, was weiß ich welchen, Salat gegessen hatte. Diese Neuigkeit machte zwar Aufsehen im Olympus: aber doch nicht viel. Denn seitdem Jupiter die Pallas aus dem Kopfe gebohren hatte, war man an solche Zeichen und Wunder schon gewöhnt. Jupiter selbst hatte, um den Hausfrieden zu erhalten, zu dem verdächtigen Salatessen der Juno stillgeschwiegen und der gnädigen Frau auf ihr Wort hin alles geglaubt. Hebe also behielt unter den Göttern ihre ganze Ehre; sie verlohr nur die Stelle einer Truchsessin und Kellnerinn, die sie ohnehin nicht mehr verwalten konnte, denn sie gebahr kurz nach ihrem Falle eine liebenswürdige Tochter, die den Namen bekam: Schamhaftigkeit. Die junge Schamhaftigkeit wurde in ihrer Wiege von allen Göttern besucht. Mercur brachte ihr einige joujous, und bonbons, die er hier und da gestohlen hatte, Saturnus beschenkte sie mit einem Paar altmodischer

scher Ohrgehänge von seiner alten Frau Rhea. Juno erschien auch; aber der Stolz der Großmutter erschrekte die neugebohrne Schamhaftigkeit. Denn Juno erschien, wie gnädige Frauen zu erscheinen pflegen, wenn sie Gallabesuche machen, im großen Strickrocke, mit guten und falschen, eigenen und geborgten Ringen, und Haarnadeln, und Ohrenschmucke, und Steinschnallen, fingerdickem Anstrich, und klafterhoher Frisur. Juno wollte der kleinen jungen Schamhaftigkeit schön thun; aber diese wendete das Gesicht hinweg, wie ein frühzeitigkluges Kind, und versteckte sich in ihren Windeln.

Der guten Venus gieng es nicht besser. Diese kam mit einem zahlreichen Gefolge. Vor ihr her giengen: das Vergnügen, die Freude, das Lachen, das Spiel; Amor begleitete sie. Aber hinter ihr schlichen nach: die Reue, die Eifersucht, die Rache, die Krankheit, die Armuth, nebst andern Kindern der Venus.

Also kam Venus, geputzet mit Federn nach der neuesten Parisermode, mit Schönflecken im Antlitz, mit halb entblößtem Busen,

sen, ihre schönen Hände vorwärts haltend, ihre schönen Füsse zeigend, im leichten Coquetten Gewande, mit schalkhaften Augen, mit anreizenden Figuren auf dem Fächer, an Amors Seite, der geputzt war, troz einem Viceaccessisten in irgend einer Kanzley zu Wien. Die Schamhaftigkeit that ihr, was sie der Juno gethan hatte. Und Momus, der dabey stand, wünschte der Venus Glück, daß sie zum erstenmal etwas so merkwürdiges, und seltenes gesehen hätte, als die Schamhaftigkeit ist. Venus schlug den Momus mit dem Fächer, sagte: Sie Bosheit! und gieng, ohne zu zürnen.

Jezt kam Pallas, nebst ihren Dienerinnen, oder vielmehr Gespielinnen: der Bescheidenheit, der Mäßigkeit und der Klugheit. Auf einmal wendet sich das neugebohrne Kind, die Schamhaftigkeit, herum, und lächelt der Pallas und ihrem Gefolge entgegen.

Nur Momus machte eine Anmerkung, den Berg Ida betreffend, und fragte die Göttin, ob sie nicht dieses Kind, wenn es ihr eigenes wäre, um die Hoffnung eines goldnen Apfels verkaufen wollte? Sie bedekte

sich,

sich, nicht mit ihrer Aegide, sondern mit ihrer Capucine, zürnte und gieng.

Ueber die Göttinn Diana, die auch kam, ihren Wochenbesuch abzustatten, hatte Momus dieses und jenes zu sagen. Sie sey, meinte er, eine falsche Schamhafte, fausse prude; sie habe sich gern vom Aktäon sehen lassen, und ihn nur deswegen den Hunden aufgeopfert, damit weder er sich rühmen könnte, sie erkannt zu haben, noch ihre Nymphen, den mindesten Verdacht auf ihre Prüderie, oder Nichtprüderie werfen möchten.

Diese Lästerzunge des Momus machte der Schamhaftigkeit fast alle Götter verdächtig, und alle Götter zu Feinden der Schamhaftigkeit Diese war indeß erwachsen, wie Götterkinder schnell wachsen, und verursachte durch ihre Impertinenzen, selbst oft durch ihr Stillschweigen, den alten und jungen Göttern und Göttinnen so vielen Verdruß, daß Jupiter sie endlich aus dem Olympus jagte, und sie verdammte, unter den Menschen zu leben.

Hier herrschte und lebte sie unter den Töchtern des Landes vergnügt, bis endlich

ihr Erbfeind, Amor, herabstieg, ihr Vergnügen auch hier zu stören, vermuthlich auf Befehl des Jupiters; der selbst kein großer Freund der Schamhaftigkeit war.

Amor hatte zu seinen Gehülfen den Gott Luxus, die Göttinn Weichlichkeit, den Bacchus, und alle Freuden der Welt. Dann begleitete ihn Gott Plutus und Göttin Politik. Die arme Schamhaftigkeit wurde verrathen, verkauft; sie wendete alles Mögliche an, ihr Reich wiederherzustellen; alles umsonst! alles verlohren!

Da sprach sie im vollen Eifer folgendes Wort:

Styx, der Finsterniß Fluß, und des Todes,
Sey du mein Zeuge! und wenn ich jemals
Kehre zurück in diese Herzen,
Die Amor mir geraubet, und verderbet hat,
Dann verschlinge mich, Styx!

Sie hielt ihr Wort, und seit dieser Zeit wohnte sie nur unter den Kindern von zwölf, oder wenigeren Jahren. In

unsern

unsern Tagen aber scheint sie auch von diesen gewichen zu seyn; und neuere Reisebeschreiber erzählen, daß sie die Schamhaftigkeit in der Insel Otahiti ganz einsam angetroffen haben.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

(1-5) xxxxxx 9.86
7.88

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Riedel, Friedrich Just., 1742-1785

Friderich Just Riedel Weiland K. K. Raths, sämmtliche Schriften

Bd.: 3

Wien 1787

P.o.germ. 1168-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117177-3
VD18 80018939